

Land Steiermark - A6 Bildung und Gesellschaft; FA Gesellschaft und Diversität  
- Referat Jugend (Hrsg.)

# jugendarbeit: wirkt

Versuch einer interdisziplinären Auseinandersetzung





jugendarbeit: wirkt



# **jugendarbeit: wirkt**

Versuch einer interdisziplinären Auseinandersetzung

Land Steiermark – A6 Bildung und Gesellschaft;  
FA Gesellschaft und Diversität – Referat Jugend (Hrsg.)

© 2013 Verlag für Jugendarbeit und Jugendpolitik  
Graz, 1. Auflage  
Herausgeber: Land Steiermark – A6 Bildung und Gesellschaft;  
FA Gesellschaft und Diversität – Referat Jugend  
ISBN NR: 978-3-9502783-3-0

Gefördert von Land Steiermark, Ressort für Bildung, Familie und Jugend

Koordination: Verein beteiligung.st, Fachstelle für Kinder-, Jugend- und  
BürgerInnenbeteiligung; Steirischer Dachverband der Offenen Jugendarbeit  
Kontakt: Verein beteiligung.st, office@beteiligung.st  
Bildnachweis: Johannes Fröhlich  
Gestaltung & Korrektorat: drogerie21, design@drogerie21.at  
Druck: Servicebetrieb ÖH-Uni Graz GmbH

Für den Inhalt der Beiträge sind die Autorinnen und Autoren selbst  
verantwortlich

# VORWORT

Jugendarbeit hat in den letzten Jahrzehnten immer wieder unter verschiedensten gesellschaftlichen und jugendpolitischen Rahmenbedingungen bestehen müssen und ihre Angebote dementsprechend ausdifferenziert gestaltet. Derzeit steht Jugendarbeit aber unter einem verschärften Legitimationsdruck. Wie selten zuvor muss sie ihre Berechtigung und ihren Nutzen behaupten und beides mit Daten und Fakten nachweisen sowie kritischem Hinterfragen standhalten.

Die Publikation „wertstatt///12 – jugendarbeit: wirkt“ bündelt aktuelle Aspekte und Ergebnisse von Wirkungsorientierung und Qualitätsentwicklung und bietet hierdurch eine Basis für die fachwissenschaftliche Diskussion zum Stellenwert und zu Entwicklungschancen dieses sozialpädagogischen Handlungsfeldes. Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Jugendarbeit wie auch für jugendpolitische Entscheidungsträgerinnen und -träger behandelt die Publikation „wertstatt///12 – jugendarbeit: wirkt“ wichtige Wirkungsbefunde aus unterschiedlichen Feldern der Jugendarbeit.

Gesagt werden kann, dass Wirkungsanalysen sehr komplex und noch wenig untersucht sind. Eine zentrale Frage stellt sich in Hinblick der Messbarkeit und schließlich auch der Dimensionen, die fokussiert werden sollen.

Unter dem Titel „jugendarbeit: wirkt“ versuchen wir in dieser Publikation unterschiedliche Ergebnisse und Wirkungen in den Kontext von außerschulischer Jugendarbeit zu stellen. Mit Textbeiträgen von Referenten/-innen, Praktikern/-innen und Wissenschaftler/-innen

aus dem Handlungsfeld möchten wir die vierte Publikation in dieser Reihe auf die Beine und dem Handlungsfeld zur Verfügung stellen.

Hiermit sei den Autorinnen und Autoren herzlich gedankt, die engagiert an das Thema herangegangen sind und wertvolle Aspekte aufzeigen.

6

Wir wünschen allen ein bereicherndes Lesen,  
das wertstatt-Team!

# INHALTSVERZEICHNIS

SEITE		BEITRAG
9		Qualität sozialräumlicher Konzeptentwicklung. Von abgefragten Bedürfnissen zu interpretierten Bedarfen <i>Ulrich Deinet</i>
27		Wirkungsorientierung in der Offenen Jugendarbeit. Chancen und Grenzen <i>Klaus Gregorz</i>
55		Wie die Forschung tickt – Wirkungsanalysen und andere Versuche vernünftig zu sein <i>Arno Heimgartner</i>
67		Wirkungsorientierung in der Kinder- und Jugendarbeit. Anmerkungen zu einer ungeliebten Debatte <i>Reinhard Liebig</i>
83		Jugendarbeit wirkt. Aber: wie und wo und wozu genau? <i>Werner Lindner</i>
97		Der Steirische Landesjugendbeirat am Beginn eines Wirkungs- und Qualitätsprojektes <i>Erika Saria-Posch</i>
107		Wirkungskonzept. Qualität und Wirkung der Offenen Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren <i>Manuela Smertnik</i>
117		Zur präventiven Wirkung von Jugendarbeit <i>Stephan Sting</i>
131		AutorInnen und Autoren



# QUALITÄT SOZIALRÄUMLICHER KONZEPTENTWICKLUNG

## Von abgefragten Bedürfnissen zu interpretierten Bedarfen

Mit einer Auswahl verschiedener Methoden (s.u.) geht es in diesem zentralen Schritt sozialräumlicher Konzeptentwicklung darum, die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen zu untersuchen und zum Ausgangspunkt der konzeptionellen Weiterentwicklung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (OKJA) zu machen. Dabei kann man nicht davon ausgehen, dass es immer möglich ist, einen ganz direkten Zusammenhang zwischen der Untersuchung der Lebenswelten und der Konzeptentwicklung für die OKJA herzustellen. Es geht vielmehr darum, mit einem ethnographischen, sozialräumlichen Blick in die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen „einzutauchen“, diese besser zu verstehen, zu interpretieren und daraus Rückschlüsse für die Konzeptentwicklung zu ziehen.

In diesem Zusammenhang ist auch der Unterschied zwischen „Bedürfnissen“ und „Bedarfen“ bedeutsam: Sehr verbreitet sind Abfragen von Kindern und Jugendlichen in Bezug auf ihre Wünsche und Erwartungen an die OKJA. Diese reproduzieren aber meist entweder vorhandene Angebote oder Wünsche, die im Rahmen der OKJA oft nicht zu befriedigen sind. Verbreitet ist auch der Versuch, aus Bedürfnissen, z.B. verbal geäußerten Wünschen von Jugendlichen, direkt auf Bedarfe zu schließen. In Interviews sagen Jugendliche oft: „Am Wochenende ist es hier langweilig“ oder „Wir wollen einen ei-

genen Raum!“. Sie werden dagegen nicht formulieren: „Wir brauchen erlebnispädagogische Angebote am Wochenende, um unseren sehr beschränkten Handlungsraum zu erweitern!“

Für die Entwicklung von Zielsetzungen und im Anschluss daran auch Angeboten der Kinder- und Jugendarbeit ist es jedoch erforderlich, auf der Grundlage einer breiten Analyse, Bedarfe zu interpretieren und dabei multiperspektivisch vorzugehen. In teilnehmenden Beobachtungen oder in der Auswertung anderer Methoden könnten deutlich werden, dass die Jugendlichen in der Erweiterung ihres Handlungsraumes sehr eingeschränkt sind und sich stark auf ihren Stadtteil beziehen. Dazu kommen vielleicht Ergebnisse der Befragung von Schulen, die Beobachtung des Verhaltens im Sozialraum oder die Aussagen von Expertinnen und Experten in Interviews. Es könnte deshalb fachlich falsch sein, den Jugendlichen einen Raum zur Verfügung zu stellen, weil man damit zwar ihrem Bedürfnis entgegenkommt, indem sie sich in den Raum zurückziehen und als Clique zunächst zufrieden sind, aber wesentliche Schritte ihrer Entwicklung nicht tun können. Insofern muss genau interpretiert und analysiert werden, um dann fachlich fundiert zu entscheiden, welche Zielsetzung im Sinne eines Wirkungsziels verfolgt werden soll, z.B. in Bezug auf die skizzierte Situation: „Die Jugendlichen erweitern ihren Handlungsraum und lernen so neue Möglichkeiten der Freizeitgestaltung kennen“. Auf der Ebene von Handlungszielen und Angeboten könnte es fachlich angemessener sein, erlebnispädagogische Aktionen am Wochenende anzubieten als den Jugendlichen einen Raum zur Verfügung zu stellen! Die verbal geäußerten Wünsche und Bedürfnisse von Jugendlichen sind dennoch wichtig und enthalten oft Hinweise, aber die fachliche Interpretation von Bedarfen geht weit darüber hinaus.

## Methoden einer Lebensweltanalyse

Auf einem subjektorientierten Verständnis aufbauend, versucht eine sozialräumliche Lebensweltanalyse Einblicke in die unterschiedlichen Lebenswelten und Sozialräume von Kindern und Familien zu erhalten und Aneignungsmöglichkeiten und -einschränkungen zu analysieren. Qualitative Methoden einer Lebensweltanalyse ermöglichen die erforderlichen differenzierten Blickwinkel:

- Stadtteilbegehung mit Kindern
- Nadelmethode
- Cliquesraster
- Strukturierte Stadtteilbegehung
- Autofotografie
- Subjektive Landkarten
- Zeitbudgets
- Gruppendiskussionen
- Befragungen von Jugendlichen

(vgl. Deinet/Krisch 2002, Deinet 2009, Krisch 2009, vgl. auch: [www.sozialraum.de](http://www.sozialraum.de))

Auf der Grundlage der heute fast überall zur Verfügung stehenden statistischen Materialien und sozialräumlicher Daten für die jeweiligen Stadtteile, Regionen etc. werden in einer Lebensweltanalyse qualitative Methoden aus dem Reservoir der empirischen Sozialforschung im Rahmen einer kleinen Feldforschung eingesetzt. Die Anwendung solcher Methoden soll helfen, Lebenswelten von Kindern besser zu erfassen und die in der Praxis immer noch vorhandene Einrichtungsbezogenheit zu überwinden. Diese Methoden lehnen sich zum Teil an qualitative ethnografische oder biografische Forschungs-

methoden an und versuchen, diese für die Praxis der Jugendarbeit anwendbar zu machen.

Wesentlich ist in diesem Zusammenhang auch die Fragerichtung: Es geht weniger um eine Besucherbefragung (so wie sie im Rahmen der internen Qualitätsentwicklung von Einrichtungen durchaus üblich und sinnvoll ist), sondern es geht eher um den Blick auf Nichtbesucher/-innen, also Kinder und Jugendliche im Sozialraum, die die jeweiligen Einrichtungen gar nicht oder nur selten besuchen, so dass damit auch die Untersuchungsorte sich von der Jugendeinrichtung wegbewegen, z.B. in den öffentlichen Raum oder an den Ort Schule (s.u.). Auch wenn in den meisten Befragungen Jugendliche nach ihrer Nutzung der vorhandenen Jugendeinrichtungen explizit gefragt werden, geht es darüber hinaus meist um eine tiefere Einsicht in die Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen, ihre Freizeitgewohnheiten, die Nutzung unterschiedlicher Angebote etc. Auch wenn sich aus den Ergebnissen solcher Befragungen kaum direkte Rückschlüsse auf die konzeptionelle Weiterentwicklung der OKJA entnehmen lassen, bilden sie aber eine wichtige Grundlage, um die Situation von Jugendlichen in einem Sozialraum einzuschätzen, ihre Freizeitinteressen näher unter die Lupe zu nehmen und auch die Nutzung öffentlicher Räume und institutioneller Angebote in den Blick zu nehmen.

Im Gegensatz zu Besucherbefragungen von Einrichtungen der OKJA haben Befragungen von Nichtbesucherinnen und Nichtbesuchern bzw. Jugendlichen an Schulen oder im öffentlichen Raum vor allem die große Zielgruppe von Jugendlichen im Blick, die Jugendeinrichtungen nicht so intensiv nutzen, diese aber durchaus wahrnehmen können. Mit dem Blick auf die Nichtnutzer/-innen entsteht ein Eindruck zur Gesamtsituation von Jugendlichen in einem Sozialraum, in Bezug auf die OKJA somit auch ein Blick von außen! Das von der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und Entwicklung (FSPE) an der FH Düsseldorf entwickelte Schulsetting

ermöglicht die Kombination einer Befragung mit weiteren Methoden wie Nadelmethode, Cliquenraster, Zeitbudget, so dass die fundamentalen Fragen zur Freizeitsituation oder zur Cliquenorientierung der Jugendlichen mit unterschiedlichen Methoden bearbeitet werden.

Mit der Kombination unterschiedlicher Methoden sind Vorteile in der Auswertung und Interpretation verbunden: Auch wenn wir hier nicht explizit von einer Triangulation als Methodenverschränkung sprechen, so bringt der Einsatz unterschiedlicher Methoden doch ein ähnliches Resultat wie mit der Triangulation intendiert. Dazu gehören unterschiedliche Blicke auf einen gemeinsamen Gegenstand, verschiedene Sichtweisen und Ergebnisse, die dann interpretiert werden können. So wird etwa die Nutzung von institutionellen Angeboten, Orten im öffentlichen Raum etc. sowohl in einer Jugendbefragung mittels Fragebogen als auch in der Nadelmethode thematisiert. Die sozialen Beziehungen zu Gleichaltrigen in Gruppen, Szenen oder anderen Zusammenhängen sind Themen des Cliquenrasters, werden aber auch eingeschränkt im Zeitbudget sichtbar.

## **Sozialraumanalyse als Baustein einer Konzeptentwicklung**

Typisch für den Einsatz der sozialräumlichen Konzeptentwicklung und ihrer Methoden sind konzeptionelle Veränderungen, die sich für Einrichtungen oder Projekte ergeben bzw. notwendig werden. Im folgenden Beispiel war eine große, zentrale Kinder- und Jugendeinrichtung aufgrund baulicher Mängel nicht mehr nutzbar, so dass die Angebote ausgelagert werden mussten. Im Zusammenhang mit der anstehenden Frage der mit einer Renovierung entstehenden Kosten etc. ergab sich eine grundsätzliche konzeptionelle

Frage, inwieweit es in diesem Sozialraum überhaupt eine zentrale Einrichtung geben muss, ob es dazu Alternativen gibt etc.

Das folgende Projekt zeigt, dass Methoden der Lebensweltanalyse im Zusammenhang mit anderen Methoden eingesetzt werden, um die konzeptionelle Weiterentwicklung der OKJA zu befördern. In dem Beispiel werden – wie üblich und sinnvoll – die Expertinnen und Experten des Sozialraums mit unterschiedlichen Methoden einbezogen, mit Interviews, mit Workshops für Fachkräfte. Darüber hinaus werden die Methoden aber in einem „Methodenset Schule“ (vgl. Deinet 2013) an Schulen eingesetzt und bieten die Möglichkeit, mehrere hundert Jugendliche zu befragen und mit unterschiedlichen Methoden an der Konzeptentwicklung zu beteiligen.

Das folgende Beispiel ist typisch für ein kommunales Projekt der Konzeptentwicklung: Es gibt einen ganz konkreten Anlass, der eine Konzeptentwicklung notwendig macht, die sich nicht nur auf eine Einrichtung, sondern einen oder mehrere Sozialräume bezieht. Meist wird auch eine Steuerungsgruppe eingerichtet, in der die Ergebnisse der Methoden interpretiert und Empfehlungen formuliert werden. Ein wesentlicher Aspekt des Einsatzes der Methoden ist auch die partizipative und animative Einbeziehung von Jugendlichen in den gesamten Planungsprozess.

## **Qualität einer Lebensweltanalyse: Verbindung unterschiedlicher sozialräumlicher Sichtweisen**

Die Ergebnisse der oben skizzierten Methoden sowie vorliegende Daten (z.B. aus der Jugendhilfeplanung) werden einbezogen, um ein umfassendes Bild der Situation von Kindern, Jugendlichen und Familien als Grundlage für die Arbeit der Einrichtung zu erhalten. Es werden immer wieder „neue Netze ausgeworfen“, um Informationen

über den Sozialraum zu erhalten, z.B. die Frage nach informellen Treffs, nach Aneignungs- und Veränderungsräumen, Mobilitätssträngen im Sozialraum und außerhalb, unterschiedlichem Mobilitätsverhalten von Mädchen/Jungen/Familien mit Migrationshintergrund etc. Die qualitativen und quantitativen Daten können zu einem umfassenden Bild eines Stadtteils/Gebiets führen:

## **Exemplarisches Projekt zur Konzeptentwicklung in der OKJA**

15

Ausgangspunkt des Prozesses für die Konzeptentwicklung der OKJA in einer Großstadt in Nordrhein-Westfalen waren bauliche Mängel einer zentralen Einrichtung, die deswegen geschlossen werden musste. Die vorhandenen Angebote als auch die Fachkräfte wurden für eine Übergangszeit in eine andere Einrichtung und ein Provisorium umgesiedelt. In der Kommune gab es eine öffentliche Diskussion bzw. eine politische Kontroverse um die Frage, ob die Einrichtung für viel Geld renoviert oder an anderer Stelle neu errichtet werden soll. Im Rahmen dieser Diskussion wurde die Gelegenheit genutzt, durch eine wissenschaftliche Begleitung der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und Entwicklung (FSPE) einen Prozess der Konzeptentwicklung durchzuführen, um eine fachliche Grundlage für die Entscheidung der Politik zu entwickeln. Dabei sollte die Frage offen bleiben, ob die Immobilie als solche gerettet werden sollte oder ob es auch Alternativen dazu gibt. Im Mittelpunkt stand die Neukonzeptionierung bzw. Weiterentwicklung eines Konzeptes für eine kommunal verantwortete Offene Kinder- und Jugendarbeit in vier Sozialräumen. Die im Folgenden kurz beschriebenen Bausteine zeigen den partizipativen Charakter des gesamten Prozesses und die Bausteine, in denen Methoden einer Sozialraum-/Lebensweltanalyse eingesetzt werden. Auf eine Besucherbefragung wurde verzichtet, da die Einrichtung schon zu Beginn der Untersu-

chung geschlossen war und man sich von einer größeren Befragung von Jugendlichen an Schulen mehr versprach.

### **Übersicht der Vorgehensschritte und Methoden:**

- **Auftaktveranstaltung:** Workshop mit starker Beteiligung der anwesenden Vertreter/-innen der Jugendarbeit, Schulen, Vereinen etc. Ziel der Auftaktveranstaltung ist die Information und die Einbindung aller relevanten Akteurinnen und Akteure. Sie werden in den aktuellen Fachdiskurs eingeführt und ihre Erwartungen, Befürchtungen, Ideen und Vorschläge einbezogen (Methode: *Worldcafé*).
- **Ausgewählte Einzelinterviews mit Schlüsselpersonen:** Mit Hilfe von leitfadengestützten Interviews werden für die Sozialräume relevante Akteurinnen und Akteure befragt (Schulsozialarbeiter/-innen, Polizisten/-innen, Lehrer/-innen etc.), die durch ihre Außenperspektive interessante Informationen und Einblicke liefern können.
- **Befragung von Kindern und Jugendlichen an Schulen:** Erhebung zur aktuellen Bedürfnislage von Kindern und Jugendlichen. Die Befragung von Jugendlichen bezieht sich in erster Linie auf die Freizeitsituation und die Einschätzung ihrer Lebenssituation insgesamt (auch auf Erwartungen an die Jugendarbeit). In einem erprobten Schulsetting werden ganze Schulklassen im Rahmen einer gestalteten Unterrichtsstunde befragt. Mit Hilfe der Nadelmethode werden zusätzlich die informellen Orte der Jugendlichen untersucht sowie deren Nutzung durch Cliques etc. Diese Aussagen von Jugendlichen können interpretiert werden, um daraus u.a. auch Anforderungen an die Jugendarbeit zu entwickeln.
- **Workshop/Diskussionen mit den Vertreterinnen und Vertretern des Jugendparlaments mit dem Ziel der Einbeziehung der gewählten Jugendvertreter/-innen in den Prozess.**

- Gruppendiskussionen mit den Vertreterinnen und Vertretern der AG Jugend aus der AG §78: Hier sollen nach Möglichkeit alle Fachkräfte der Offenen Jugendarbeit beteiligt werden.
- Standardisierte Befragung der Kooperationspartner der bisherigen Einrichtung: Damit sollen Erfahrungen und Erwartungen der bisherigen Kooperationspartner der Einrichtung einbezogen werden.
- Diskussion der Zwischenergebnisse: Zweiter Workshop zur Entwicklung der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (u.a. mit Elementen wie *Open Space*).
- Abschlussbericht und Präsentation: Die Ergebnisse der Untersuchung werden in einem Abschlussbericht verfasst, der dem Auftraggeber zur Verfügung gestellt wird. Darin sind enthalten: Dokumentation aller Beteiligungsverfahren und der Ergebnisse der Experteninterviews und Jugendbefragungen; Empfehlungen für Bausteine der OKJA in der Stadt und Konzeptelemente der neuen Einrichtung.

### **Struktur des Sozialraums**

Siedlungsgebiete, öffentlicher Raum, Industrie und kommerzielle Nutzung, gewerbliche Nutzung, Hauptverkehrswege, Einkaufsmöglichkeiten, öffentlicher Personennahverkehr, informelle Treffs, Grenzen und Abgrenzungen von Sozialräumen (z.B. durch große Verkehrsstraßen), besondere Bedingungen für Kinder und Familien, deren Mobilität etc.

### **Angebotsstruktur des Sozialraums**

Welche Institutionen sind im Stadtteil vorhanden (in verschiedenen Bereichen)? Wer macht welche Angebote (Zielgruppen, Öffnungszeiten etc.)?

Bestehen Angebote für Kinder und Jugendliche in Institutionen, auch im kommerziellen Bereich?

### **Kooperationen im Sozialraum**

Welche Einrichtungen arbeiten wo und wie zusammen? Welche Kooperationsstrukturen und Netzwerke sind vorhanden bzw. welche Gremien (Runde Tische, Ordnungspartnerschaften, Stadtteilkonferenzen, Quartiersmanagement)? Gibt es besondere Kooperationsformen bezogen auf die Themen und Probleme von Kindern und Familien?

### **Konflikte im Sozialraum**

Wo gibt es immer wiederkehrende Konfliktorte, informelle Treffpunkte, Angsträume, die von entsprechenden Gruppen thematisiert werden? Wo werden Kinder, Jugendliche und andere Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt? Durch wen? Wo stehen sich unterschiedliche Nutzungskonzepte konflikthaft gegenüber? Wo werden Kinder aus dem öffentlichen Raum verdrängt (Shopping Malls etc.)? Wo werden Freiflächen, Rückzugsräume durch andere Nutzungen (z.B. kommerzielle) aufgegeben?

### **Aneignungsorte und -räume im Sozialraum**

Wo gibt es Hinweise auf Umnutzungen, (kreative) Gestaltungen durch Kinder im öffentlichen Raum oder in Institutionen, im halb-öffentlichen Raum, in Sportanlagen? Sind Möglichkeiten zur Erweiterung des Handlungsraums für Kinder vorhanden?

### **Schlüsselpersonen im Sozialraum**

Wo leben die Schlüsselpersonen des Stadtteils, d.h. Vertreter/-innen der Kommunalpolitik, die Vorsitzenden von Vereinen, Initiativen; welche Organisationen sind in diesem Feld überhaupt vorhanden?

## Anwendung sozialräumlicher Methoden als professionelle Haltung

Der Begriff der „Haltung“ ist geeignet, um die persönliche Seite der Akteurin oder des Akteurs als handelnde Sozialpädagogin/handelnden Sozialpädagogen zu beschreiben, der mit einer gewissen Grundeinstellung an eine Sozialraumanalyse herangeht. Auf der Grundlage einer grundsätzlichen Haltung, dass etwa die Menschen in einem Sozialraum als die Expertinnen und Experten ihrer Lebenswelten wahrgenommen werden, benötigt man dann eine Operationalisierung dieser Haltung für die konkrete Beantwortung der Frage, wie die jeweilige Haltung das Handeln bestimmt. Arbeitsprinzipien betonen eher die methodische Seite, in der es darum geht, Haltungen handhabbar zu machen, also auch zu fragen, wie können bestimmte Haltungen etwa in der Praxis einer Sozialraumanalyse umgesetzt werden.

Auf dem Hintergrund dieser begrifflichen Diskussion werden im Folgenden einige sozialräumliche Haltungen und Arbeitsprinzipien dargestellt.

- Eine grundlegende Haltung besteht darin, eine Beobachter- und Forschungsperspektive einzunehmen, was sicherlich insbesondere für Fachkräfte, die schon jahrelang in bestimmten Stadtteilen arbeiten, eine Herausforderung darstellt. Dazu werden entsprechende Methoden vorgestellt, wie eine solche Haltung eingeübt werden kann.
- Auf der Grundlage der Einnahme einer Beobachter- und Forschungsperspektive geht es um Beobachten und Verstehen (anstatt Kontaktaufnahme und Intervention).
- Eine weitere Zugangsweise besteht darin, sowohl Einschränkungen als auch Möglichkeiten der Raumgestaltung verschiedener Gruppen wahrzunehmen. Der Blick auf die Ambivalenz sozialräumlicher Aneignungsprozesse öffnet sowohl die Augen für Bar-

rieren und Hindernisse als auch für (verborgene) Möglichkeiten, die sich Kinder, Jugendliche, aber auch andere Gruppen aneignen.

- Mit Blick auf die zu aktivierenden Menschen geht es auch darum, diese als Expertinnen und Experten ihrer Lebenswelten wahrzunehmen und dabei etwa geschlechtsspezifische Dimensionen zu beachten. Mit den Maßnahmen sollten insbesondere bei Kindern und Jugendlichen keine unrealistischen Erwartungen z.B. im Hinblick auf die Gestaltung ihrer Stadtteile geweckt werden.

## **Der Einsatz sozialräumlicher Methoden als Praxisforschung**

Die Zukunftsfähigkeit der Offenen Kinder- und Jugendarbeit hängt auch davon ab, inwieweit es ihr gelingt, sich jenseits der klassischen „Felderordnung“ der Jugendhilfe bzw. Sozialen Arbeit als Akteur einer modernen wohlfahrtsstaatlichen, dienstleistungsorientierten und zivilgesellschaftlich orientierten Sozialen Arbeit zu etablieren. Ein Rückzug auf die kompensatorische Arbeit mit marginalisierten Jugendlichen aus dem näheren Einzugsbereich der vorhandenen Einrichtungen – die diese als wichtige Ressource ihrer Alltagsbewältigung dringend benötigen – ist alleine nicht zukunftsfähig! Es wird darum gehen müssen, dass sich die Einrichtungen und Projekte der Offenen Kinder- und Jugendarbeit etwa in die entstehenden Bildungslandschaften als eigenständige außerschulische Bildungsinstitutionen einbringen. Dann „...könnte die Kinder- und Jugendarbeit im Konzept einer übergreifenden Sozialraumorientierung (Reutlinger/Wigger 2008) innerhalb lokaler Gestaltungs- und Partizipationsprojekte auch in Zukunft ein relevanter Akteur bleiben“ (Spatscheck 2010, S. 14).

Die in der bemerkenswerten Studie von Schmidt zusammengetragenen Forschungsergebnisse (vgl. Schmidt 2011) zeigen allenfalls erste Ansätze für eine solche Entwicklung. So lange aber wesentliche Aspekte der Praxisentwicklung, wie etwa die Organisation, nicht Gegenstand von Forschungen ist, bleibt die Praxis auch in sich verhaftet und verharrt in einer ungünstigen Distanz zur Forschung.

Zukunftsfähige Entwicklungen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit müssten auch vor dem Hintergrund der sehr verschiedenen Rahmenbedingungen zwischen Großstädten, Mittelstädten und Landkreisen sowie unter den demographisch sehr unterschiedlichen Bedingungen zwischen den einzelnen Bundesländern untersucht werden. So schwer es der Forschung fallen mag, generelle Tendenzen für die Entwicklung des Feldes aufzuzeigen, so wichtig wären sie doch für seine Weiterentwicklung. Die Studie von Schmidt zeigt auch, wie wenig sinnvoll es ist, normativ auf die Praxis „einzudreschen“: Wenn man dieses Ergebnis ernst nimmt, muss man konstatieren, dass zumindest auf der Grundlage der von Schmidt zusammengefassten Studien die normativen Botschaften von der Praxis kaum aufgegriffen werden.

Der Vergleich zeigt zusätzlich eine große Forschungslücke gerade in Bezug auf die Themen, die für die Weiterentwicklung der Praxis von großer Bedeutung sind, wie Kooperationen und ihre Auswirkungen oder neue Formen der Organisationsentwicklung. Mit diesen zum Teil sehr differenzierten Fragestellungen ist wiederum die Forschung überfordert, zumal die Zahl der Forschungsprojekte in diesem Feld nach wie vor überschaubar ist. Eine Lösung dieses Problems besteht nur in einer besseren Kooperation von Praxis und Forschung, einem besseren Transfer zwischen beiden Bereichen und der Entwicklung eines erneuerten Ansatzes von Praxisforschung.

Unter der Überschrift „Vom Nutzen der Forschung“ plädiert Lindner für eine Kinder- und Jugendarbeit, die an Forschung und Evaluation

nicht nur deshalb interessiert ist, um ihre Legitimation zu verbessern, sondern um sich mit erhöhter Kompetenz in jugendpolitische Debatten einschalten zu können (z.B. beim Thema der Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum). Mit den Arbeitsprinzipien und Haltungen eines sozialräumlichen Blicks (Deinet/Krisch 2006) würde die Kinder- und Jugendarbeit in der von Lindner intendierten Weise agieren und sich damit auch weitergehende Einflussmöglichkeiten eröffnen:

Die Kinder- und Jugendarbeit wäre daher zunächst angehalten, sich über eigene hautnahe und dichte Erkundungen die Expertise für die Lebenslagen der Kinder- und Jugendlichen, ihres eigenen Umfeldes (zurück) zu holen. Denn angesichts der unübersehbar vielfältigen Ausdifferenzierung der Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen und der damit verbundenen Unmöglichkeit über soziologische Großtheorien und akademische Jugendforschung noch signifikante Kenntniszuwächse zu erlangen, kommt gerade kleinteiligen dichten Beschreibungen ein ungleich erhöhter Erkenntniswert zu. (*Lindner 2008, S. 14*)

Ein Ansatz, die Kluft zwischen Praxis und Forschung etwas zu überbrücken, liegt in dem Konzept der Praxisforschung, so wie es u.a. von Richard Krisch in seiner sozialräumlichen Methodik der Jugendarbeit entwickelt wurde. Krisch (2009) beschreibt die systematische Durchführung von Sozialraummethoden in der Jugendarbeit als einen Ansatz der Praxisforschung:

Zum anderen bestimmen diese Vorgangsweisen – neben dem forschenden Zugang – aber auch gleichzeitig bereits eine spezifische Praxis der (sozialräumlichen) Jugendarbeit, die über die sozialräumlichen Methoden zum Medium räumlicher Interaktion in der Spannung zwischen Aneignung und Vergesellschaftung wird. Die

Methoden lassen sich als Interaktionsmuster mit der Perspektive des sozialräumlichen Verstehens begreifen, die durch entsprechende pädagogische Arrangements Aneignung unterstützen und erweitern. In diesen Verfahren, die sich als Praxisforschung bezeichnen lassen, bilden sich also zugleich Formen der Analyse wie der pädagogischen Aktivierung ab. (Krisch 2009, 194)

## Literatur

- Deinet, Ulrich (Hg.) (2005): Sozialräumliche Jugendarbeit. Grundlagen, Methoden, Praxiskonzepte, 2. erw. u. überarb. Aufl., Wiesbaden: VS.
- Deinet, Ulrich/Krisch, Richard (2002): Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit: Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung, Opladen: Leske und Budrich.
- Deinet, Ulrich (Hg.) (2009): Methodenbuch Sozialraum, Wiesbaden, VS.
- Deinet, Ulrich/Okroy, Heike/Dodt, Georg/Wüsthof, Angela (Hg.) (2009): Betreten erlaubt! Projekte gegen die Verdrängung Jugendlicher aus dem öffentlichen Raum. Soziale Arbeit und sozialer Raum Bd. I. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Deinet, Ulrich/Icking, Maria/Leifheit, Elisabeth/Dummann, Jörn (2010): „Jugendarbeit zeigt Profil in der Kooperation mit Schule“, in der Reihe „Soziale Arbeit und Sozialer Raum“ (Hg. Ulrich Deinet) Bd. 2, Barbara Budrich.
- Deinet, Ulrich (2013): Innovative Offene Jugendarbeit Bausteine und Perspektiven einer sozialräumlichen Offenen Kinder- und Jugendarbeit, Wiesbaden i.E.
- Krisch, Richard (2009): Sozialräumliche Methodik der Jugendarbeit. Aktivierende Zugänge und praxisleitende Verfahren, Weinheim.

Lindner, Werner (2008): Heute schon geforscht? Strategische Perspektiven für ein Ende der Bescheidenheit. In: Deutsche Jugend, 56. Jahrgang 2008, Heft 1, S. 9–17.

Reutlinger, Christin/Wigger, Annegret (2008): Von der Sozialraumorientierung zur Sozialraumarbeit. Eine Entwicklungsperspektive für die Sozialpädagogik? In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 6. Jahrgang, 2008, Heft 4, S. 340–370.

Schmidt, Holger (2011): Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden.

Spatscheck, Christian (2010): Kinder- und Jugendarbeit im sozialen Raum: Über die Vernetzung und Gestaltung sozialer Nahräume. In: Soziale Arbeit (DZI), 2/2010, S. 64–70.

Wehrheim, Jan (Hg.) (2007): Shopping Malls – Interdisziplinäre Betrachtungen eines neuen Raumtyps. Reihe Stadt, Raum und Gesellschaft. Wiesbaden





# WIRKUNGSORIENTIERUNG IN DER OFFENEN JUGENDARBEIT

## Chancen und Grenzen

Worin besteht der Nutzen Sozialer Arbeit? Von wem wird diese Frage gestellt? Wird die professionelle Autonomie der Sozialen Arbeit allgemein und der Kinder- und Jugendhilfe im Besonderen durch die Auseinandersetzung mit dieser Fragestellung eingeschränkt? Woran lassen sich Wirkungen im Sozialpädagogischen Zusammenhang konkret festmachen? Wer bewertet die Ergebnisse und Wirkungen in der Kinder- und Jugendhilfe? Wie viel Standardisierung in Bezug auf Kategorien bzw. Erfolgsmaßstäbe ist sinnvoll und notwendig und wie viel Individualisierung muss bewahrt werden? (*Otto 2007, S. 5.*)

Mit der Frage, was genau die Wirkungen Sozialer Arbeit wären und ob bzw. wodurch denn der Einsatz beträchtlicher öffentlicher Mittel im sozialen Sektor zu legitimieren sei, sehen sich derzeit alle Handlungsfelder der Sozialen Arbeit und damit auch die Offene Jugendarbeit konfrontiert, und nicht selten verläuft diese Debatte um Wirksamkeit und damit Legitimität weniger sachlich-argumentativ als emotional. Im vorliegenden Text wird zuerst kurz dargelegt, wie die aktuelle Wirkungsfrage im Kontext Sozialer Arbeit zu verorten ist, danach werden die Möglichkeiten und Grenzen von Wirkungsmes-

sung im Bereich der Offenen Jugendarbeit angedeutet und zuletzt werden einige Vorschläge skizziert, wie im Kontext offener Handlungsfelder mit dieser Frage verantwortungsvoll umzugehen wäre.

## 1 Vom Professionalismus zum New Public Management

28

Die heute als *Evaluation* bezeichnete Praxis, Ergebnisse sozialer Interventionsprogramme „systematisch und unter Nutzung des wissenschaftlichen Methodenkanons“ (Baumgartner/Sommerfeld 2010, S. 1164) zu untersuchen, entstand zunächst in den 1930er Jahren im Umfeld der US-amerikanischen Bildungsforschung und erreichte den deutschsprachigen Raum in den 1970er Jahren zunächst unter dem Begriff der *Begleitforschung*. Dieser Begriff impliziert die forschende Begleitung von Praxis durch Expertinnen und Experten von Hochschulen oder spezialisierten privaten Institutionen, und zwar im Bildungswesen ebenso wie in den verschiedenen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit. Nun herrschte zumindest in Bezug auf die Soziale Arbeit bis in die 1990er Jahre grundsätzlich Konsens darüber, dass es vorrangig Sache der in diesem Bereich tätigen Personen und Institutionen sei, aus den Ergebnissen dieser Begleitforschung Schlussfolgerungen für ihr professionelles Handeln abzuleiten bzw. ihr professionelles Handeln entlang dieser Ergebnisse (weiter) zu entwickeln.

### 1.1 Professionalismus

Im Rahmen dieser Logik galt es daher als selbstverständlich, dass „die Professionellen selbst die Standards kontrollieren, das heißt auch: definieren, was als Wirkung zu verstehen ist“ (Otto 2007, S. 41). Da weiters als unbestritten galt, „dass die Erbringung personenbezogener

sozialer Dienstleistungen nicht oder nur sehr beschränkt sinnvoll zu standardisieren sei“, wurde es als „effektivste und effizienteste Form der Steuerung“ betrachtet, „die besonderen Problemlösungsfähigkeiten der Professionellen zu stärken.“ (Otto 2007, S. 14f.). Dieses Steuerungsmodell des *klassischen Professionalismus* zeichnet sich also besonders dadurch aus, dass die öffentliche Hand als Auftraggeberin die (Weiter-)Entwicklung von Methoden und Verfahrensweisen den *besonderen Problemlösungsfähigkeiten* der Akteurinnen und Akteure im Sozialen Sektor anvertraute und dieses System professioneller Selbstkontrolle durch pauschalisierte, nicht unmittelbar an nachweisbare Ergebnisse gekoppelte Formen der Finanzierung unterstützte.

## 1.2 Paradigmenwechsel

Mit der sich seit den 1990er Jahren zunehmend durchsetzenden Überzeugung, dass staatliches Handeln stärker auf marktwirtschaftlichen (Konkurrenz-)Prinzipien beruhen sollte und Fortschritte vor allem durch die Anwendung von Marktmechanismen zu erreichen seien, geriet dieses *Professionalismus-Modell* jedoch mehr und mehr in die Kritik. Dabei wurde insbesondere die pauschale Leistungsfinanzierung kritisiert, da diese mangels Wettbewerb die Entwicklung von immer wirksameren und zugleich kostensparenden Methoden und Interventionsformen verhindern und stattdessen die Entwicklung und Erhaltung ineffizienter Strukturen begünstigen würde. Weiters setzte sich in den letzten beiden Jahrzehnten zunehmend die Vorstellung durch, dass staatliche Ausgaben prinzipiell mit privatwirtschaftlichen Investitionen gleichzusetzen seien und daher am Ende des Tages auch eine entsprechende gesellschaftliche Rendite („*Social Return on Investment*“) abwerfen sollten. Folgerichtig seien daher öffentliche Mittel dort einzusetzen, wo mit einer solchen Rendite zu rechnen ist und dort einzusparen, wo dies nicht oder nicht in ausreichendem Ausmaß der Fall ist. Die aus dieser Gleichsetzung von

staatlichen Ausgaben mit privaten Investitionen inklusive Renditeerwartung abgeleitete Koppelung der Zuteilung öffentlicher Mittel an die Erbringung von (in Euro und Cent darstellbaren) Wirksamkeitsnachweisen führte letztlich dazu, dass dieses System des klassischen Professionalismus bzw. der professionellen Selbstkontrolle sukzessive vom Modell der Wirkungsorientierung im Kontext von New Public Management (NPM) abgelöst wurde.

### 1.3 Wirkungsorientierung

Mit dem Ziel, Abläufe und Verfahrensweisen durch eine systematische Untersuchung der Wirkungen des eigenen Handelns zu optimieren, wurde in den 1990er Jahren im Bereich des US-amerikanischen Gesundheitswesens das Modell der *Evidenzbasierten Praxis* (EBP) entwickelt. Dieses Modell zur Wirksamkeitsüberprüfung medizinischer Interventionen „breitete sich (...) bald auf den gesamten Gesundheitssektor aus und hat spätestens mit dem Erscheinen des ‚Journal of Evidence-based Social Work‘ im Jahr 2004 auch die Soziale Arbeit erreicht“ (Hüttemann 2010, S. 119). Durch die systematische Aufbereitung standardisierter und gut überprüfter Verfahrensweisen sollte es den Professionellen ermöglicht werden, ständig auf der Höhe des aktuell *besten verfügbaren wissenschaftlichen Wissens* ihrer jeweiligen Profession zu agieren. Ein Kernelement von EBP ist dabei eine möglichst umfassende „Standardisierung“ professioneller Tätigkeiten, zunächst im medizinischen und psychotherapeutischen Bereich (z.B. Diagnostikschlüssel ICD 10), zuletzt auch in (Teil-) Bereichen der Sozialen Arbeit – so etwa im Kontext der sozialpädagogischen Diagnostik (vgl. z.B. Pantucek 2012).

## 1.4 New Public Management<sup>1</sup>

Im Gefolge der seit den 1980er Jahren geführten Debatte darüber, welche bis dahin selbstverständlich als staatliche Aufgaben betrachteten Leistungen weiterhin vom Staat und welche besser von Privaten erbracht werden sollten, wurde auch die Frage nach Effektivität und Effizienz dieser Leistungserbringung durch die öffentliche Verwaltung zunehmend kritisch diskutiert. Dabei wurde die öffentliche Verwaltung vielfach als eher ineffizient, aufgebläht und wenig kundInnenorientiert beschrieben und aufgefordert, sich verstärkt an privatwirtschaftlichen Organisations- und Managementmodellen zu orientieren.

Vor diesem Hintergrund wurde – ebenfalls seit den 1980er Jahren – das Modell des „New Public Management“ entwickelt, das u.a. „durch eine neue Verantwortungsteilung zwischen Politik und Verwaltung, Zielklarheit und -transparenz, Output- und Outcome-Steuerung (...) zur Steigerung von Effektivität, Bürgerorientierung und Effizienz/Wirtschaftlichkeit“ der öffentlichen Verwaltung beitragen soll (vgl. Online-Verwaltungslexikon), wobei sich insbesondere die verstärkte Konzentration auf Output/Outcome und damit die Orientierung an konkreten Zielen und Wirkungen auf die Bedingungen der Vergabe öffentlicher Mittel an private Leistungserbringer auswirkte.

### **Exkurs: New Public Management in Österreich: Wirkungsorientierte Verwaltungsführung**

In Österreich wurde im Jahr 2000 eine Aufgabenreformkommission, bestehend aus Expertinnen und Experten aus Wirtschaft, Wissen-

---

<sup>1</sup> Deutschland: Neues Steuerungsmodell; Österreich, Schweiz: Wirkungsorientierte Verwaltungsführung.

schaft und Verwaltung, einberufen, um Vorschläge zur zukünftigen Gestaltung staatlicher Aufgabenerbringung zu erarbeiten bzw. „Vorschläge zu erarbeiten, welche Staatsaufgaben in Zukunft entfallen könnten. Der Bericht der Aufgabenkommission wurde im März 2001 vorgelegt und enthielt 60 konkrete Empfehlungen zu Deregulierungen, Reorganisationen und Neuregelungen“ (Bundeskanzleramt 2008, S. 1). Teile dieser Vorschläge wurden im Verwaltungsreformgesetz 2001 umgesetzt. Mit dem 1. Januar 2013 traten mit dem Konzept der Wirkungsorientierten Verwaltungsführung (WoV) auch grundlegend neue Regelungen für den Bundeshaushalt in Kraft:

Ein Wechsel von einer vorwiegend inputorientierten hin zu einer ergebnisorientierten Steuerung des Haushaltes und in einer weiteren Folge eine Reform des Haushaltsrechtes stellen wichtige Bausteine im Rahmen der Modernisierung des öffentlichen Haushaltswesens dar. (...) Die Grundsätze der neuen Haushaltsführung, welche ab 2013 gelebte Realität darstellen sollen, sind dabei: Wirkungsorientierung, Effizienz und Transparenz des Verwaltungshandelns sowie eine möglichst getreue Darstellung der finanziellen Lage. (*Bundeskanzleramt 2008, S. 14f.*)

Diese Änderung in der Haushaltsführung des Bundes wurde u.a. auch im Art. 51 (8) der österreichischen Bundesverfassung festgeschrieben.

## **1.5 Evidenzbasierte Praxis im Kontext von New Public Management**

Im Zusammenhang mit der Implementierung ist auch ein massiver Wandel in der Wahrnehmung der Organisationen zu beobachten, die von der öffentlichen Hand mit der Erbringung sozialer Dienste beauftragt wurden:

Die Überzeugung, dass sich die Erbringer sozialer Dienste durch selbstlosen Altruismus, Gerechtigkeits- und Gemeinwohlorientierung auszeichnen, wird abgelöst durch die Annahme, dass sie sich wie Anbieter anderer kommerzieller Dienstleistungen durch jene rational kalkulierende, auf den eigenen Vorteil bedachte, instrumentelle Motivation auszeichnen, die für Marktakteure typisch ist. (*Otto 2007a, S. 29*)

Den leistungserbringenden Organisationen wird also eine Verwandlung „*from Knight to Knave*“ (vgl. Julien LeGrand 2003) zugeschrieben, also eine Verwandlung von kompetenten, engagierten, selbstlos am Wohl der Allgemeinheit orientierten Wohlfahrtsverbänden („*Knights*“) zu professionell agierenden, gewinnorientierten und ausschließlich am eigenen Wohl interessierten Marktwirtschaftssubjekten („*Knaves*“<sup>2</sup>). Dass diese Verwandlung nicht nur in der Zuschreibung, sondern zumindest zum Teil auch in der Realität stattgefunden hat, ist dabei wohl auf eine Anpassungsleistung, insbesondere der großen Wohlfahrtsverbände, an die neuen Rahmenbedingungen zurückzuführen und damit eher Folge als Ursache dieser Zuschreibungsänderung. Diese Adressierung der Erbringer sozialer Dienste als „*Knaves*“ ist jedoch keinesfalls als Vorwurf zu verstehen, ganz im Gegenteil ist es aus dem Blickwinkel der Vertreterinnen und Vertreter des Reformdiskurses durchaus erwünscht, dass auch Leistungsanbieter sozialer Dienste so agieren, wie es von typischen Marktakteurinnen und -akteuren erwartet wird. Damit sind sie nämlich aus der Sicht von Politik und Verwaltung wesentlich besser einschätzbar als vorwiegend von eigenen Werten und Normen getriebene „Wohlfahrtsritter“.

---

2 Hier handelt es sich um ein Wortspiel: Das englische Wort „*Knave*“ bezeichnet sowohl einen Knappen, also quasi einen Ritter in Ausbildung, als auch einen Schurken, also das klassische Gegenteil des edlen Ritters.

Durch geeignete Anreize, etwa durch wirkungsorientierte Finanzierungsformen, soll der „*Knave*“ jedoch dazu gebracht werden, „sich als rationaler ‚Wohlfahrtsmanager‘ zu verhalten, der die eigennützigen Motivationen mit einer hohen Aufmerksamkeit gegenüber dem Bedarf der Kundinnen und Kunden koppelt und möglichst kompetent nach den effektivsten Lösungen sucht“ (Otto 2007, S. 32). Auch im Diskurs des „*Third Way*“, den besonders der damalige britische Premierminister Tony Blair und der damalige deutsche Bundeskanzler Gerhard Schröder forcierten, wurde diese Sicht von Anbietern sozialer Dienste als „*Knaves*“ geteilt, die durch entsprechende Anreizsysteme dazu gebracht werden sollten, sich zu eben jenem Typus des kreativen Wohlfahrtsmanagers zu entwickeln,

der dem ‚aufgeklärten Selbstinteresse‘ seiner ‚finanzierenden‘ Kundinnen bzw. Kunden nach ‚value for money‘ ebenso gerecht wird wie den Wünschen seiner Kundinnen bzw. Kunden nach einer hohen Qualität und Wirksamkeit der Leistungen (Otto 2007, S. 31).

Der Vollständigkeit halber sei hier noch erwähnt, dass es im Rahmen dieser Debatte auch Stimmen gibt, die selbst dieser wirkungsorientierten Form staatlicher Steuerung kritisch bis ablehnend gegenüberstehen und die erst in der vollständigen Liberalisierung des „Sozialmarktes“ ein Mittel zur „Bändigung“ der „*Knaves*“ zu „Wohlfahrtsmanagern“ sehen. Sie erwarten sich durch die vollständige Umstellung auf Marktbedingungen ein Aufbrechen verkrusteter Strukturen in Politik und Verwaltung sowie eine generelle Qualitätssteigerung dadurch, „dass der Konkurrenzmechanismus systemisch zur Steigerung der Wirkung von Dienstleistungen führt“ (Otto 2007, S. 33). Da die Vertreterinnen und Vertreter dieses Ansatzes weiters davon ausgehen, „dass sich Effektivität am Markt auch dann durchsetzt, wenn die Dienstleistungen von eigennützigen „*Knaves*“

erbracht werden“ (Otto 2007, S. 33), erübrigt sich in diesem Modell natürlich auch jegliche staatlicherseits initiierte Wirkungsmessung.

Zusammenfassend kann also festgestellt werden, dass die Ablösung des klassischen Professionalismus-Modells durch das Prinzip der Wirkungsorientierung im Kontext von NPM vor allem dadurch gekennzeichnet ist, dass das Vertrauen auf die *besonderen Problemlösungsfähigkeiten* der *Professionellen* zunehmend der Überzeugung gewichen ist, dass eine fortschreitende Optimierung öffentlich finanzierter Leistungen durch eine Kombination aus marktconformer Liberalisierung des sozialen Sektors und öffentlicher Steuerung nach dem Modell NPM am besten zu gewährleisten sei. „Die Losung lautet: marktförmige Konkurrenz nach wirkungsorientierten Prämissen“ (Otto 2007, S. 31), wobei zur Wirksamkeitsüberprüfung die bewährten Methodensets der Evidenzbasierten Praxis (EBP) zum Einsatz kommen. Dabei wird dem EBP-Modell, das ursprünglich zum Zweck der fachlichen Professionalisierung entwickelt worden war und dem zunächst keine übergeordnete Steuerungsfunktion zukam, nun die zusätzliche Funktion übertragen, Entscheidungsgrundlagen dafür zu liefern, welche öffentlichen Aktivitäten ausreichend „*Social Return on Investment*“ generieren und welche dies nicht tun. Dadurch wird aus einem Instrumentarium in der Hand von Professionellen ein Steuerungstool in den Händen von Politik und Verwaltung, das auch die Akteurinnen und Akteure in der Sozialen Arbeit in allen ihren Handlungsfeldern mit veränderten Anforderungen konfrontiert.

## 2 Ziele und Wirkungen

Wann immer im Kontext des aktuellen Steuerungsmodells von Wirksamkeitsüberprüfung die Rede ist, stehen zwei Begriffe im Mittelpunkt, nämlich *Ziele* und *Wirkungen*, wobei der Wirksamkeitsnach-

weis einer Maßnahme soweit als erbracht gilt, wie die vorgegebenen Ziele dieser Maßnahme erreicht wurden. Damit wird ein wesentlicher Aspekt dieses Wirksamkeitsverständnisses deutlich, nämlich die Notwendigkeit, vorab Ziele zu definieren, deren nachgewiesene Erfüllung (oder eben Nicht-Erfüllung) alleine zu sinnvolle Aussagen über Wirkungen sozialer Interventionen berechtigt.

## 2.1 Ziele<sup>3</sup>

Ziele sollen gewünschte zukünftige Zustände beschreiben, nicht aber den Weg dorthin und schon gar nicht konkrete Maßnahmen auf diesem Weg. Weiters sollten Ziele sowohl hinsichtlich ihrer zeitlichen Dimension als auch hinsichtlich ihrer Operationalisierbarkeit unterschieden werden, etwa in lang-, mittel- oder kurzfristige bzw. normative, strategische oder operative Ziele. Im Zusammenhang mit der Formulierung von Zielen wird häufig der Begriff „SMART“ verwendet, ein Akronym aus den englischen Worten *specific, measurable, accepted, reasonable* und *timed* – Ziele sollen also spezifisch, messbar, realistisch, allgemein akzeptiert und mit Terminen versehen sein. Die Forderung jedoch, Zielformulierungen sollten grundsätzlich immer diesen Vorgaben entsprechen, beruht auf einem sprachlichen Vereinfachung in der Übersetzung englischsprachiger Fachliteratur, wobei nämlich oft ausgeblendet wird, dass das Englische ein dem deutschen Wort Ziel genau entsprechendes Wort nicht kennt. Stattdessen werden auch in der einschlägigen Literatur vier verschiedene Begriffe in hierarchischer Ordnung verwendet, nämlich *aim, goal, objective* und *target*, wobei *target* die unterste und konkreteste Zielebene meint, vergleichbar etwa mit dem Ausdruck „operatives Ziel“, während als *aim* eher ein übergeordnetes Ziel, vergleichbar dem Begriff „Vision“, bezeichnet wird. Demzufolge ist es sehr wohl erforderlich, Ziele auf

---

3 Vgl. Online-Verwaltungslexikon.

den unteren Ebenen SMART zu gestalten, während strategische Ziele und Leitbilder auch ohne operationale Formulierung ihre Funktion erfüllen können.

## 2.2 Wirkungen

Als Wirkungen werden sowohl intendierte als auch nicht intendierte, d.h. unerwünschte, Folgen von Handlungen bezeichnet, und zwar bei „Adressaten, Dritten und in der Gesellschaft“ (bOJA 2011, S. 15). Diese Differenzierung nach Wirkungsebenen erscheint nicht zuletzt deshalb bedeutsam, da Wirkungen aus unterschiedlichen Perspektiven ganz unterschiedlich wahrgenommen werden können. So zeigt etwa der sogenannte Sherman-Report (vgl. Sherman u.a. 1998, zit. n. Otto 2007), dass

Programme, die auf die Verbesserung der beruflichen Qualifikation Jugendlicher abzielen oder kooperatives Lernen und andere Solidaritäts-, aber auch Beteiligungsformen betonen, kriminalpräventiv betrachtet ineffektiv sind. Dies gilt auch für erlebnispädagogische Maßnahmen und Programme, die eine Entwicklung des Selbstwertgefühls in den Mittelpunkt stellen. Sie haben sich nicht nur als ineffektiv, sondern sogar als tendenziell kontraproduktiv erwiesen (Otto 2007, S. 69f.).

Das heißt nichts anderes, als dass Programme, die auf einer individuellen Ebene eindeutig erfolgreiche Beiträge etwa zur Identitäts- und Selbstwertentwicklung leisten, aus gesamtgesellschaftlicher Sicht zugleich als wirkungslos oder gar kontraproduktiv angesehen werden können. „Wirkungen können also insofern ambivalent sein, als positive Aspekte in einer Richtung nicht nur mit höchst problematischen Aspekten in einer anderen Richtung einhergehen, sondern diesen teilweise auch durchaus geschuldet sein können.“ (Otto 2007,

S. 70) Aufgrund dieser potentiellen Ambivalenz sowie aufgrund der Tatsache, dass nicht in allen Kontexten Sozialer Arbeit Wirkungsmessungen auf jeder potentiellen Wirkungsebene gleichermaßen möglich sein werden, ist es von zentraler Bedeutung, bei jeder konkreten Wirksamkeitsüberprüfung auch die jeweils in den Blick genommene(n) Ebene(n) so exakt wie möglich zu benennen.

### **3 Wirkungsmessung im niederschweligen Kontext**

Im „Handbuch Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich“ wird als ein konstituierendes Arbeitsprinzip des Handlungsfelds der niederschwellige Zugang zu den Programmen und Angeboten der Offenen Jugendarbeit definiert. Danach versteht sich Offene Jugendarbeit „in der Konzeption, Wahl und Gestaltung ihrer Angebote als niederschwellig. Der Anspruch der Niederschwelligkeit bedeutet den einfachen und freien Zugang zu den Angeboten“ (bOJA 2011, S. 19).

#### **3.1 Funktionen von Niederschwelligkeit**

Und obwohl niederschwellige Settings auch in anderen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit zur Anwendung kommen, kommt diesen im Kontext Offener Jugendarbeit doch eine deutlich zentralere Rolle zu. Während nämlich in verschiedenen Bereichen Sozialer Arbeit niederschwellige Angebote primär dazu dienen, „eine grundlegende Adressierbarkeit bestimmter Personen für die Angebote Sozialer Hilfe bzw. Sozialer Arbeit wieder oder auch erstmals herzustellen“ (Mayrhofer 2012, S. 151), ist das Arbeitsprinzip der Niederschwelligkeit in der Offenen Jugendarbeit eine konstituierende Grundlage jeglichen Planens und Handelns. Und obwohl diese Unterscheidung im

Alltag nicht immer konsensfähig ist (z.B. „Offene Jugendarbeit soll die Jugendlichen von der Straße holen“ oder gar „prekäre Stadtteile befrieden“), so gilt sie doch grundsätzlich und hat deutliche Auswirkungen in Bezug auf den hier verhandelten Wirkungsdiskurs – und zwar gleich auf mehreren Ebenen.

So kommen niederschwellige Settings etwa im Bereich der Jugendwohlfahrt oder der Suchthilfe dann zum Einsatz, wenn es darum geht, Zugang zu schwer erreichbaren und somit für die „eigentlichen“ Hilfsangebote kaum bis gar nicht adressierbaren Klientinnen und Klienten zu erhalten. Diese „Nicht-Adressierbarkeit“ potentieller „Kundinnen und Kunden“ kann unterschiedliche Gründe haben, wie etwa bisherige, nicht als hilfreich erlebte Erfahrungen mit dem Hilfesystem, als zu hoch empfundene (z.B. zeitliche oder organisatorische) Zugangsschwellen oder schlicht die mangelnde Einsicht in die eigene Hilfsbedürftigkeit bzw. Krankheit. Nachgehende (z.B. Streetwork), ambulante (z.B. Anlaufstellen) bzw. stationäre Angebote (z.B. Notschlafstellen) werden also systemisch „vorgesaltet“, um diesen Personen(-gruppen) „eine grundlegende Anschlussfähigkeit an Angebote der Sozialen Hilfe zu ermöglichen, d.h. Zugänge zu diesen zu eröffnen. (...) Diese Herstellung von Adressierbarkeit potenzieller KlientInnen bzw. von ‚Fällen‘ für das Hilfesystem lässt sich den empirischen Befunden zufolge als die übergreifende Hauptfunktion niederschwelliger Sozialer Arbeit bezeichnen“ (Mayrhofer 2012, S. 151). Die *Herstellung einer grundlegenden Anschlussfähigkeit* dient somit dem Zweck, aus potentiellen Klientinnen und Klienten echte Klientinnen und Klienten oder „Fälle“ zu machen, mit denen dann etwa im Rahmen von Hilfeplanverfahren möglichst individuelle Zielvereinbarungen getroffen werden können, z.B. wie ein regelmäßiger Schulbesuch schulpflichtiger Kinder zu gewährleisten wäre. In diesem Kontext lässt sich – ausreichend konkret formulierte Zieldefinitionen vorausgesetzt – das Erreichen oder Nicht-Erreichen der intendierten Effekte einer Intervention recht problemlos eruie-

ren: Das Kind geht entweder in der vereinbarten Regelmäßigkeit zur Schule oder eben nicht. Dass mit einer derart nachgewiesenen Wirkung noch nicht wirklich klar ist, ob tatsächlich die gesetzte Intervention zum Erfolg geführt hat oder ob vielleicht (auch) andere Faktoren (z.B. Schulwechsel, Änderungen in der Peer-Group etc.) an dessen Zustandekommen beteiligt waren, wollen wir hier außer Acht lassen. Wesentlich erscheint in diesem Zusammenhang vielmehr die Tatsache, dass es in der Offenen Jugendarbeit nicht nur nicht darum geht, Jugendliche für nachfolgende Interventionen adressierbar zu machen, es sind auch *keinerlei Zielvereinbarungen* mit einzelnen Jugendlichen intendiert.

### 3.2 Ziele und Wirkungen im niederschweligen Kontext

Wenn man nun davon ausgeht, dass Niederschwelligkeit in der Offenen Jugendarbeit nicht als Methode zur besseren Adressierbarkeit von Jugendlichen und in weiterer Folge zur Herstellbarkeit von Zielvereinbarungen auf individueller Ebene betrachtet wird, dann werden in diesem Kontext auch keine Wirkungsnachweise zu führen sein, die sich auf individuell vereinbarte Ziele beziehen könnten. Vielmehr wird es im niederschweligen Kontext wohl darum gehen, möglichst plausible Zusammenhänge zwischen ausgewählten Aspekten professionellen Handelns und der Wahrscheinlichkeit des Eintretens von Effekten und Wirkungen auf (strategisch ausgerichteten) Zieldimensionen herzustellen, die für dieses spezielle Handlungsfeld als konstituierend erachtet werden. So sind in dem vom Bundesnetzwerk Offene Jugendarbeit (boJA) herausgegebenen „Handbuch Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich“ zunächst die vier Dimensionen *Persönlichkeitsentwicklung*, *Handlungskompetenz*, *Identitätsentwicklung* und *Gesellschaftliche Teilhabe* als primäre *Zieldimensionen* der Offenen Jugendarbeit beschrieben. Ebenso sind dort

*Offenheit, Partizipation, Freiwilligkeit, Niederschwelligkeit, Beziehungskontinuität* sowie die Wahrnehmung eines *parteilichen Mandats* für Jugendliche als grundlegende *Arbeitsprinzipien* definiert und beschrieben (bOJA 2011, S. 16–25). Konkret könnte Wirkungsmessung in diesem Kontext also bedeuten, Zusammenhänge zwischen Merkmalsausprägungen etwa auf der Ebene von Arbeitsprinzipien und möglichen Auswirkungen auf den unterschiedlichen Zieldimensionen herzustellen und so zu einer ersten Arbeitshypothese zu gelangen, die z.B. so lauten könnte: Je höher die Qualität der Beteiligungsmöglichkeiten von Jugendlichen im untersuchten Angebotskontext ist, desto eher werden bei den beteiligten Jugendlichen positive Entwicklungen im Bereich z.B. der Identitätsentwicklung und/oder der gesellschaftlichen Teilhabe zu beobachten sein.

## 4 Wirkungsmessung in der Offenen Jugendarbeit

Dass auch Kinder- und Jugendarbeit ‚irgendwie‘ wirkt, ist zunächst eine triviale Feststellung (...). Die Frage, ob man durch Kinder- und Jugendarbeit ein besserer Mensch und rundum erfreuliches Mitglied der Gesellschaft wird, welches sich fortan als allzeit selbst-aktivierende und optimierende Humanressource bewährt, dürfte aufgrund der Unmöglichkeit präziser kausaler Zurechnungen nicht zu beantworten sein. (*Lindner 2009, S. 13*)

### 4.1 Was wird wie gemessen?

Im Rahmen des aktuellen Wirksamkeitsdiskurses im Kontext von NPM steht besonders die Herausarbeitung wirksamer Methoden und Verfahrensweisen entsprechend dem Modell der Evidenzbasierten Praxis im Zentrum des Interesses. Dem EBP-Modell wiederum

liegt die Annahme zugrunde, dass beobachtbare Wirkungen auf die Anwendung bestimmter Verfahren (Prozesse) unter konkreten Rahmenbedingungen (Input) zurückgeführt bzw. umgekehrt auf Basis eines jeweils konkreten Inputs durch die Anwendung bestimmter Verfahren klar identifizierbare Wirkungen erzielt werden können.



**Abb. 1: Prozessmodell**

Das heißt etwa im medizinischen Bereich, dass entsprechend qualifizierte Professionelle unter Verwendung geeigneter Infrastruktur (Input) mithilfe bestimmter Verfahren (Prozesse) bestimmte Behandlungsergebnisse (Wirkungen) herbeiführen können. Die konkrete Wirkung, wie etwa der Erfolg einer Knieoperation, kann unmittelbar beobachtet werden: Wenn die Patientin oder der Patient das Krankenhaus schmerzfrei auf eigenen Beinen verlassen kann, dann war die Operation erfolgreich. Wenn sie/er dies nicht kann und/oder nachfolgende Komplikationen auftreten, dann wurden entweder im Operationsverlauf Fehler gemacht oder der Operationsablauf als solcher ist nicht hinreichend überprüft und muss einer Revision unterzogen werden.

Um nun sicherzustellen, dass die beobachteten Ergebnisse auch tatsächlich auf die angewendeten Verfahren zurückzuführen sind und nicht etwa auf den Einfluss anderer, externer Faktoren, werden im Kontext des EBP-Modells vorrangig randomisierte Kontrollstudien eingesetzt, bei denen potentiell wirksame „Störfaktoren“ kontrolliert (d.h. möglichst ausgeschlossen) und die Versuchspersonen per Zufallsauswahl verschiedenen Untersuchungs- bzw. Kontrollgruppen zugeordnet werden. Auf Basis solcher kontrollierten Untersuchungen

ist es im medizinischen Bereich sehr gut möglich, (operative) Abläufe so zu standardisieren, dass bei korrekter Einhaltung der Ablaufpläne gut kalkulierbare Wirkungen erzielt werden können. Dass eine Übertragung dieses Modells auf das Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit sinnvoll und erstrebenswert erscheint, muss allerdings gleich auf mehreren Ebenen bezweifelt werden.

So erscheint der Einwand durchaus plausibel, dass durch Experimentalstudien um den hohen Preis einer weitgehenden Reduktion von Komplexität sowie einer tendenziellen Dekontextualisierung von Wirkungszusammenhängen vergleichsweise wenig brauchbare Ergebnisse gewonnen werden, da solcherart ermittelte Wirksamkeitsprognosen für bestimmte Verfahrensweisen in dem Maß ihre Aussagekraft verlieren, in dem sich das Setting der Intervention verändert. Denn „wenn man es anders, nur in Teilen, in Kombination mit anderen Ideen und Maßnahmen, an einer anderen Zielgruppe, in einem anderen Kontext etc. durchführt, gelten die Aussagen der Wirkungsstudie nicht mehr“ (Otto 2007, S. 63).

Neben dieser grundsätzlichen Frage nach dem Wert von Ergebnissen, die nur unter ganz bestimmten, in der Praxis kaum (wieder-)herstellbaren Bedingungen ihre Aussagekraft behalten, birgt dieses Untersuchungskonzept die Gefahr, dass die Adressatinnen und Adressaten sozialer Leistungen nicht als (Co-)Produzentinnen und Produzenten ihrer jeweils eigenen Biografie in den Mittelpunkt gestellt, sondern als externer (Stör-)Faktor weitgehend ausgeblendet werden. Dadurch drohen die Jugendlichen, deren Mitwirken ein konstituierendes Element beim Zustandekommen jedweder Leistungserbringung darstellt, zu bloßen Objekten sozialtechnischen Agierens seitens der Professionellen degradiert zu werden. Ebenso droht durch die Einengung des Blickwinkels auf das „Abarbeiten“ von Interventionsplänen professionelles Handeln selbst zur externen Variable zu verkommen. Denn wenn „die Ergebnisse von Wirkungsstudien nur dann aussagekräftig sind, wenn die Maßnahme so durchgeführt wird, wie sie

in der Forschung geplant und gestaltet wurde, erscheinen professionelle Ermessensentscheidungen (...) eher als Störfaktoren denn als ein Ausweis von Qualität“, womit professionelles Handeln insgesamt „keinesfalls ein zentrales Element personenbezogener sozialer Dienstleistungserbringung, sondern eine möglichst zu beschränkende Störung einer wirkungsorientierten, evidenzbasierten Praxis“ wäre (Otto 2007, S. 64).

Und nicht zuletzt scheint einiges dafür zu sprechen, dass durch die Konzentration auf standardisierbare Interventionsstrategien das tatsächlich Wesentliche aus dem Blickfeld gerät. So zeigt etwa ein Blick auf Ergebnisse der Psychotherapieforschung, dass nach Asay und Lambert (1999) „patientenbezogene Variablen (...) zusammengekommen am stärksten mit dem Therapieergebnis assoziiert sind, gefolgt von therapeutischer Beziehung, während der Einsatz spezifischer Vorgehensweisen, Interventionen oder Modelle letztlich weniger als zehn Prozent der Ergebnisvarianz erklären“ (Strauß/Wittmann 2012, S. 143). Und auch wenn andere Studien den therapeutischen Interventionsmethoden etwas mehr Einfluss auf Therapieergebnisse zuerkennen als Asay und Lambert (z.B. Strupp 1973), so heißt das doch, dass im vergleichsweise „geschlossenen“ therapeutischen Kontext generelle Faktoren bei weitem „wirkmächtiger“ sind als spezielle Faktoren.

Unter Berücksichtigung der Schwere des Leidensdrucks des Patienten und sonstiger diagnostischen Faktoren sind laut Norcross und Lambert (2006) zwischen 65% und 80% der Behandlungsergebnisse auf den Patienten zurückzuführen. Sowohl Wampold (2001) als auch Norcross und Lambert (2006) ermittelten, dass fast zehn Prozent der Behandlungsergebnisse von den Fertigkeiten des Therapeuten abhängen und dass ferner weitere sechs bis sieben Prozent der Therapieerfolge der therapeutischen Allianz zugeschrieben werden können, deren Qualität ebenfalls vom Therapeuten abhängt.

Umgelegt auf das – durch eine Vielzahl an Einflussfaktoren charakterisierte – Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit hieße das, dass mit einer Fokussierung auf die Wirksamkeit von Verfahren und Methoden sehr wahrscheinlich nur ein untergeordneter Aspekt der Gesamtwirksamkeit von Jugendarbeit ausgeleuchtet werden könnte.

Diesen Einwänden folgend erscheint es für Wirksamkeitsuntersuchungen im Kontext offener Handlungsfelder naheliegend, die dem klassischen EBP-Modell zugrundeliegende Frage, ob konkrete Maßnahmen wirksam sind oder nicht („*What Works?*“), hintanzustellen und stattdessen danach zu fragen, „unter welchen Umständen welche Maßnahmen für welche Zielgruppen unter welchen Bedingungen und Konstellationen welche Effekte zeigen“ (Albus u.a. 2010, S. 117). Dieser Fokus auf *Kontextindikatoren* würde also eben jene im klassischen EBP-Modell als „extern“ betrachteten Einflussgrößen wieder ins Bild rücken, deren Ausschaltung zur oben beschriebenen und im Kontext offener Handlungsfelder wohl nicht hinzunehmenden Verengung des Blickwinkels zu führen droht.

## **5 Wirksamkeitsmessung per Analogieschluss: Ein möglicher Weg?**

Nachdem die Wirkungsforschung im Handlungsfeld Offene Jugendarbeit noch keine allzu lange Tradition hat und daher auch nur vergleichsweise wenig Material dazu vorliegt, erscheint es durchaus vertretbar zu sein, sich in benachbarten Feldern Sozialer Arbeit nach geeigneten Ansätzen umzusehen und diese mit entsprechender Vorsicht in den Kontext offener Handlungsfelder zu übernehmen.

So arbeitet etwa Wolf in einer „Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen“ (Wolf 2007) insgesamt neun „wirkmächtige“ Fakto-

ren<sup>4</sup> heraus, von denen zumindest zwei auch im Kontext der Offenen Jugendarbeit eine zentrale Stellung einnehmen: die Qualität der pädagogischen Beziehung und die Einbeziehung der Jugendlichen in Entscheidungen. Und auch Albus u.a. identifizieren in ihrem Bericht zum „Modellprojekt Wirkungsorientierte Jugendhilfe“ die „Partizipationsrechte der Kinder und Jugendlichen im pädagogischen Alltag“ und die „Qualität der Arbeitsbeziehung“ als zwei von zehn „empirischen“ Wirkfaktoren<sup>5</sup>, „die für eine professionelle Erbringung erzieherischer Hilfen Relevanz haben“ (Albus u.a. 2009, S. 61f.). So wird die „Qualität der unmittelbaren pädagogischen Beziehung“ laut Wolf

in mehreren Untersuchungen als eine Schlüsselkategorie beschrieben. Da sie außerdem in Wechselwirkung zu einigen anderen bedeutsamen Dimensionen steht, ist sie der einschlägigste Indikator (...). Sie entfaltet für sich bereits günstige Wirkungen, sie fördert in der Kombination mit Orientierung gebenden Strukturen Stabilität und Deeskalation, persönliche Entwicklung und Sozialintegration (Wolf 2007, S. 39).

---

4 1) Passung des Hilfearrangements 2) Partizipation von Jugendlichen und Eltern an den für sie wichtigen Entscheidungen 3) Qualität der Beziehung Pädagogin/Pädagoge–Jugendliche/-r 4) Klare, Orientierung gebende Strukturen und Regeln 5) Respekt vor den bisherigen Lebenserfahrungen und den dort entstandenen Strategien und Deutungsmustern 6) Weiterentwicklung der Beziehung Jugendlicher/Eltern 7) Realistische Betreuungs- und Erziehungsziele 8) Netzwerkleistungen von Personen außerhalb des Settings (ohne Eltern) 9) Lebensqualität in der Einrichtung.

5 1) Mitbestimmung der Fachkräfte in ihren Organisationen 2) Qualität des Teamklimas 3) Verbindliche Verfahrensregelungen 4) Wirkungsdialoge 5) Ausgewogene Aufgaben- und Ressourcenplanung 6) Nicht-materielle Anreizstrukturen 7) Partizipationsrechte der Kinder und Jugendlichen im pädagogischen Alltag 8) Beteiligungsfördernde Gestaltung von Hilfeplangesprächen 9) Qualität der Arbeitsbeziehung 10) Fachlich-reflexive Ziel- und Handlungskonzeption.

Auch Albus u.a. stellen fest, dass „eine gute Arbeitsbeziehung zu den Bezugspersonen (...) direkte Auswirkungen auf die Lebens- und Handlungseinstellung, die sozialen Bezüge und die Selbstbestimmungskompetenzen der Kinder und Jugendlichen [hat]“. Hinsichtlich des Faktors „Partizipation“ zeigt sich für Albus u.a. „ein positiver Einfluss der institutionellen Beteiligungsmöglichkeiten (...) auf die Selbstbestimmungskompetenzen der Kinder und Jugendlichen“ (Albus u.a. 2009, S. 55–58). Außerdem wirkt Partizipation laut Wolf „wie eine Methode, mit der die Mitgestaltung und damit die Verantwortungsübernahme angeregt wird“ (Wolf 2007, S. 39).

Nach Wolf bzw. Albus u.a. zeigt also die Ausprägung der (Kontext-) Faktoren „Beziehungsqualität“ und „Partizipation“ hinsichtlich folgender Zieldimensionen nachweislich Wirkungen:

<b>Beziehungsqualität hat Wirkung auf:</b>	<b>Partizipation hat Wirkung auf:</b>
Lebens- und Handlungseinstellungen	Mitgestaltung
Persönliche Entwicklung	Selbstbestimmungskompetenzen
Selbstbestimmungskompetenzen	Verantwortungsübernahme
Soziale Bezüge	
Sozialintegration	
Stabilität und Deeskalation	

**Abb. 2: Kontextfaktoren und Wirkungsdimensionen**

Betrachtet man diese im Bereich der „erzieherischen Hilfen“ (Wolf) bzw. der „wirkungsorientierten Jugendhilfe“ (Albus u.a.) als wirksam erkannten (Kontext-)Faktoren sowie die von diesen beeinflussten Ziel- bzw. Wirkungsdimensionen aus dem Blickwinkel der Offenen Jugendarbeit, so zeigen sich Hinweise auf eine mögliche Anschlussfähigkeit der Untersuchungsergebnisse an das Handlungsfeld der Offe-

nen Jugendarbeit. So werden im „Handbuch Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich“ (bOJA 2011) *Persönlichkeitsentwicklung*, *Handlungskompetenz*, *Identitätsentwicklung* und *Gesellschaftliche Teilhabe* als für das Arbeitsfeld vorrangig relevante Zieldimensionen definiert, während sich die Faktoren „Beziehungsqualität“ („Beziehungskontinuität“) und „Partizipation“ dort als arbeitsfeldtypische Grundprinzipien bzw. als Methode („Beziehungsarbeit“) wiederfinden.

Zieldimensionen Offener Jugendarbeit <sup>6</sup>	Zieldimensionen nach Wolf; Albus u.a.
Persönlichkeitsentwicklung	Persönliche Entwicklung
Handlungskompetenz	Mitgestaltung, Verantwortungsübernahme
Identitätsentwicklung	Lebens- und Handlungseinstellungen, Selbstbestimmungskompetenz
Gesellschaftliche Teilhabe	Soziale Bezüge, Sozialintegration

**Abb. 3: Ziel- bzw. Wirkungsdimensionen im Vergleich**

Legt man nun die Annahme zugrunde, dass die Handlungsfelder „erzieherische Hilfen“ und „Offene Jugendarbeit“ einander hinreichend ähnlich sind, sodass vergleichbare Ursachen hier wie dort zu vergleichbaren Wirkungen führen (können), dann erscheint eine Übertragung der Untersuchungsergebnisse von Wolf bzw. Albus u.a. auf das Handlungsfeld Offene Jugendarbeit durchaus plausibel. Dann könnte man nämlich davon ausgehen, dass der für den Bereich erzieherischer Hilfen festgestellte Zusammenhang zwischen Kontextfaktoren wie „Beziehungsqualität“ bzw. „Partizipation“ und bestimmten Wirkungsdimensionen wie z.B. „persönliche Entwick-

6 Vgl. bOJA 15–16.

lung“ bzw. „Selbstbestimmungskompetenz“ auch im Handlungsfeld der Offenen Jugendarbeit existiert, auch wenn eine direkte Überprüfung eines solchen Zusammenhangs im Bereich der Offenen Jugendarbeit wohl kaum möglich sein wird, und zwar weniger aus methodischen als vielmehr aus praktischen Gründen. Um einen solchen Zusammenhang verlässlich überprüfen zu können, müssten nämlich Längsschnittuntersuchungen mit zumindest zwei (möglichst zufällig ausgewählten) Gruppen von Jugendlichen durchgeführt werden, von denen je eine Gruppe dazu anzuhalten wäre, bestimmte Angebote Offener Jugendarbeit über einen längeren Zeitraum konstant (Untersuchungsgruppe) oder gar nicht (Kontrollgruppe) in Anspruch zu nehmen. Neben dem Argument, dass ein solches Ansinnen den Prinzipien der Freiwilligkeit, Offenheit und Niederschwelligkeit widerspräche, werden sich erfahrungsgemäß einfach nicht genug Jugendliche finden, die bereit wären, sich verbindlich auf ein derartiges Arrangement einzulassen.

Wenn sich jedoch eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen der Offenen Jugendarbeit und anderen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit mit Jugendlichen hinreichend argumentieren ließe, könnte auch ohne eine solche direkte Überprüfbarkeit die Wirksamkeit Offener Jugendarbeit auf den Zieldimensionen *Persönlichkeitsentwicklung*, *Handlungskompetenz*, *Identitätsentwicklung* und *Gesellschaftliche Teilhabe* – sozusagen indirekt – ermittelt werden. Methodisch stünde dann nämlich die durchaus bewältigbare Aufgabe am Programm, zunächst solche gesicherten „Ursache-Wirkungszusammenhänge“ aus anderen Handlungsfeldern zu „importieren“ und dann durch die Überprüfung entsprechender Indikatoren auf der Ebene von Arbeitsprinzipien der Offenen Jugendarbeit auf entsprechend zu erwartende Wirkungen zu schließen, um „sich dergestalt an eine evidenzbasierte Praxis“ im Bereich der Offenen Jugendarbeit „heranzutasten“ (Lindner 2009, S. 13f.).

## Literatur und Quellen

Albus, Stefanie/Greschke, Heike/Klingler, Birte/Messmer, Heinz/Micheel, Heinz-Günter/Otto, Hans-Uwe/Polutta, Andreas (2009): Elemente Wirkungsorientierter Jugendhilfe und ihre Wirkungsweisen: Erkenntnisse der wissenschaftlichen Evaluation des Bundesmodellprogramms. In: Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Band 09. Münster.

50

Albus, Stefanie/Greschke, Heike/Klingler, Birte/Messmer, Heinz/Micheel, Heinz-Günter/Otto, Hans-Uwe/Polutta, Andreas (2010): Abschlussbericht der Evaluation des Bundesmodellprogramms „Qualifizierung der Hilfen zur Erziehung durch wirkungsorientierte Ausgestaltung der Leistungs-, Entgelt- und Qualitätsvereinbarungen nach §§ 78a ff SGB VIII. In: Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Münster.

Baumgartner, Edgar/Sommerfeld, Peter (2010): Evaluation und evidenzbasierte Praxis. In: Thole, Werner (Hrsg.) (2010): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Wiesbaden.

Bundesnetzwerk Offene Jugendarbeit (boJA) (2011) (Hrsg.): Handbuch Qualität in der Offenen Jugendarbeit in Österreich. Leitlinien, Hilfestellungen und Anregungen für Qualitätsmanagement in der Offenen Jugendarbeit. Wien.

Hüttemann, Matthias (2010): Woher kommt und wohin geht die Entwicklung evidenzbasierter Praxis? In: Otto, Hans-Uwe (2010): What Works – Welches Wissen braucht die Soziale Arbeit? S. 119–135. Opladen & Farmington Hills, Michigan.

Lambert, M. (1992): Implications of outcome research for psychotherapy integration. In: Norcross J./Goldfried, J. (Eds.): Handbook of psychotherapy integration. S. 94–129. New York.

Lindner, Werner (Hrsg.) (2009): Kinder- und Jugendarbeit wirkt. (2. Auflage. 2009). VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden.

- Mayrhofer, Hemma (2012): Niederschwelligkeit in der Sozialen Arbeit. Funktionen und Formen aus soziologischer Perspektive. Dissertation Universität Wien, Institut für Soziologie. PDF-Version. Wien.
- Norcross, John/Lambert, Michael J. (2006): The therapy relationship. In: Norcross/Beutler/Levant (Eds.): Evidence-based practices in mental health. Debate and dialogue on the fundamental questions. S. 208–218. Washington, DC.
- Online-Verwaltungslexikon: [www.olev.de](http://www.olev.de) Version 2.75 (Zugriff am 20.03.2013)
- Otto, Hans-Uwe (2007): Zum aktuellen Diskurs um Ergebnisse und Wirkungen im Feld der Sozialpädagogik und Sozialarbeit – Literaturvergleich nationaler und internationaler Diskussionen. Expertise im Auftrag der AGJ. Berlin.
- Otto, Hans-Uwe (2010): What Works – Welches Wissen braucht die Soziale Arbeit? Opladen & Farmington Hills, Michigan.
- Pantucek, Peter (2012): Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit. 3., aktualisierte Auflage. Wien, Köln, Weimar.
- Sherman, Lawrence/Gottfredson, Denise/Mackenzie, Doris/Eck, John (1998): Preventing Crime: What Works, What Doesn't, What's Promising? Research in Brief. National Institute of Justice. <http://ncjrs.gov/pdffiles/171676.pdf> (Zugriff am 10.01.2007)
- Strauß, Bernhard/Wittmann, Werner. W. (2012): Psychotherapieforschung: Grundlagen und Ergebnisse. In: Senf R. F./Broda M. (Hrsg.): Praxis der Psychotherapie. Ein integratives Lehrbuch. S. 125–145. Stuttgart.
- Strupp, Hans Hermann (1973): Psychotherapy: clinical, research, and theoretical issues. New York.
- Wolf, Klaus (2007): Metaanalyse von Fallstudien erzieherischer Hilfen hinsichtlich von Wirkungen und ‚wirkmächtigen‘ Faktoren aus Nutzersicht. In: Wirkungsorientierte Jugendhilfe. Band 04. Münster.

Wampold, Bruce E. (2001): The great psychotherapy debate. Models, methods, and findings. Mahwah. New Jersey.

Zharkova, Nataliya (2010): Wie kommen therapeutische Veränderungen zustande? Untersuchung psychoanalytischer Therapien mit der Heidelberger Umstrukturierungsskala (HUSS) und dem Psychotherapie-Prozess Q-Sort (PQS). Inaugural-Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität. München. PDF-Version: <http://edoc.ub.uni-muenchen.de/11889/> (Zugriff am 22.03.2013).





# WIE DIE FORSCHUNG TICKT – WIRKUNGSANALYSEN UND AN- DERE VERSUCHE VERNÜNFTIG ZU SEIN

## Alles Wirkung?

Pierre-Simon Laplace hat sich im Jahr 1814 (S. 2<sup>1</sup>) in einem etwas unheimlichen Gedankenexperiment überlegt, dass eine Intelligenz, die „für einen gegebenen Augenblick alle die Natur belebenden Kräfte und die gegenwärtige Lage der sie zusammensetzenden Wesen“ kennen würde und die dies alles analysieren könnte, der stünden „Zukunft und Vergangenheit vor Augen“. Gleich den Bewegungen auf einem Billardtisch könnten Vorhersagen getroffen werden.

---

1 Im Französischen: *Une intelligence qui pour un instant donné, connaîtrait toutes les forces dont la nature est animée, et la situation respective des êtres qui la composent, si d'ailleurs elle était assez vaste pour soumettre ces données à l'analyse, embrasserait dans la même formule, les mouvemens des plus grands corps de l'univers et ceux du plus léger atome: rien ne serait incertain pour elle, et l'avenir comme le passé, serait présent à ses yeux.*

Tatsächlich bin ich es gewohnt, Bewegungen meines Radiergummis und meines Taschenrechners nur dann zu erwarten, wenn etwas auf sie einwirkt, sie etwas bewegt.

Die Frage ist aber, ob wir ein solches kausales Denken auch auf Menschen übertragen sollten. Wenn wir also vor einer Eisvitrine stehen und uns überlegen, ob wir Stracciatella- oder Vanilleeis wählen sollen, wie können wir dann wissen, ob unsere Entscheidung nur das Produkt von vielen Wirkungen ist (u.a. Einflüsse von Familie, Freunden, Medien) oder ob wir in diesem Moment frei entscheiden können? Methodisch können wir es nicht wahrnehmen, aus welchen Quellen unsere Entscheidung gespeist ist. Selbst wenn wir im letzten Moment umschwenken, könnte dies doch wiederum der Einfluss eines Wirkfaktors gewesen sein (z.B. eines ähnlich gelagerten Filmes).

Zum einen denken wir also, dass es wichtig ist, auf Jugendliche einzuwirken. Jugendarbeit soll Menschen unterstützen und fördern, sie soll Optionen eröffnen und Bedürfnisse abdecken helfen, sie soll für Gerechtigkeit und Partizipation sorgen usw. Zum anderen möchten wir aber, dass Jugendliche ihre Alltags- und Lebensentwürfe selbst gestalten, dass sie sich in den Strukturen unserer Gesellschaft frei und nach eigenen Vorstellungen entfalten können. Diese angedachte Ambivalenz kommt selbst in dem Vorhaben zu Tage, Jugendliche in ihrer Autonomie stärken zu wollen.

## Orientierungen in der Forschung

Bereits die Frage nach der *Einheit* der Forschung ist Ausdruck einer Forschungshaltung. Bei der frühen Forschung der Chicagoer Schule (1915–1932) wird sichtbar, dass es nicht nur um den einzelnen Menschen geht, sondern die Einheit kann genauso gut eine Einrichtung oder eine Stadt sein. Und ergänzt hat diesen *ethnografisch-wahrneh-*

*menden* Blick schon damals Jane Addams, die sich mit ihrem *Hull House* sehr konkret *gestalterisch* in die Entwicklung der Lebensverhältnisse eingebracht hat und zugleich den Ansprüchen einer Evidenzbasierung treu geblieben ist: „[...] *each undertaking should be preceded by carefully ascertained facts*“ (1910, S. 51). Eine Grundentzweiung, die sich bis heute gehalten hat, betrifft die Differenzierung zwischen induktivem und deduktivem Vorgehen. Zum einen sind es vorgefasste Konstrukte und Theorien, die oder deren Ableitungen in der Praxis geprüft werden (*deduktiv*), zum anderen sind es empirische Verfahren, die in der Praxis Inhalte sammeln und diese dann interpretativ auswerten (*induktiv*). Neuere Konzepte stellen sich insbesondere auch die Frage, inwieweit es gelingen kann, verschiedenen Beteiligungsgruppen, bei der Jugendarbeit insbesondere die Jugendlichen selbst, in der Forschung nicht nur zu befragen oder zu beobachten, sondern in den Prozess der Forschung mit Themenstellung, empirischer Phase und Auswertung *partizipativ* einzubeziehen. Eine andere Idee betrifft die *Interdisziplinarität*, die vorsieht, dass verschiedene Disziplinen (z.B. Pädagogik, Ökonomie, Rechtswissenschaft, Technik) sich gleichzeitig um eine jugendarbeiterische Themenstellung kümmern, wie dies etwa durch die gemeinsame Arbeit von Vertreterinnen und Vertretern der Disziplinen möglich ist. Auch der *sozialräumliche* Relevanzraum von Ergebnissen variiert stark: Inwieweit handelt es sich um lokale Ergebnisse oder inwieweit sind europäische oder globale Bezüge eingebettet? Der lange Zeit vorherrschende Androzentrismus in der Forschung wird weiters durch eine *genderausgewogene Forschungsgestaltung* abgelöst, die etwa Einfluss auf die Zusammensetzung von Projektleitung, die Kooperation von Forscherinnen und Forschern und ausgewählte Jugendliche nimmt. Dazu kommen Fragen des Designs, die den *zeitlichen Rhythmus der Datenerfassung* abbilden (z.B. tägliche Dokumentation, Einmalhebung, Längsschnittstudien) oder für *entsprechende Vergleichs- bzw. Kontrollgruppen* sorgen.

## Wirkungsanalyse

Die Wirkungsforschung setzt sich zum Ziel, die Wirkung einer Leistung bzw. einer Intervention zu beschreiben. Sie stützt sich dabei auf eine Stakeholderanalyse, die klärt, auf wen Wirkungen festzumachen sind (z.B. Jugendliche, Familie, Betriebe, Gemeinwesen). Sie hat dabei intendierte und nicht-intendierte Wirkungen einzubeziehen und festzumachen.

58

Die Wirkungsanalyse steht dabei vor zwei zentralen Herausforderungen:

### a) Aufgabe die Nettowirkung zu erfassen

Die Wirkungsanalyse unterscheidet zwischen verschiedenen Wirkungsarten. Als Nettowirkung wird jene Wirkung bezeichnet, die auf die jugendarbeiterische Leistung zurückzuführen ist, während die Bruttowirkung sämtliche Wirkungen der Gesellschaft in der verstrichenen Zeit enthält. Zudem spricht man auch von einer Interventionswirkung der Forschung selbst (vgl. Menold 2007).

Zentrale Aufgabe der Wirkungsforschung ist es demnach, die Nettowirkung zu bestimmen. Das Interesse besteht darin, zu wissen, welche Wirkung die Jugendarbeit hat, und nicht, wie sich der Jugendliche insgesamt, also mit dem Konvolut an Einflüssen aus Schule, Peergroup, Familie, Medien usw. verändert hat. Um dies zu bewerkstelligen nähert man sich der Wirkungsfrage mit verschiedenen methodischen Designs. Ein einfaches Vorher-Nachherdesign, in dem Messungen vor der Jugendarbeit und nach der Jugendarbeit durchgeführt werden, erscheint dafür unzureichend, weil sämtliche Einflüsse gemeinsam vorliegen. Die weltweit am stärksten forcierte Idee, angewandt auf die Jugendarbeit, ist, Gruppen von Jugendlichen miteinander zu vergleichen, wovon eine Gruppe eine entsprechende Jugendarbeit erhält, eine zweite nicht diese Jugendarbeit erlebt. Man

erwartet sich, dass alle Jugendlichen in etwa dieselben Lebens- und Gesellschaftseinflüsse erhalten, sich entwickelnde Unterschiede zwischen den Gruppen also nur dadurch zu erklären sind, dass die einen Jugendlichen in den Genuss der Jugendarbeit gekommen sind. Um sicher zu gehen, dass die Jugendlichen der beiden Gruppen nicht schon am Anfang relevante Potenziale besitzen, wird es zudem als ideal angenommen, die Jugendlichen zufällig aufzuteilen oder zumindest nach bestimmten Überlegungen exakt zu gruppieren. Langfristige Wirkungen werden zu einem späteren Messzeitpunkt eingeholt (*Follow-up*).

Gleich mehrere Kritikpunkte werden gegen diese Art der Forschung vorgebracht. Erstens wird es als zu technologisch gesehen, Jugendliche auf Gruppen aufzuteilen, sodass in einem quasi-experimentellen Sinn meist von Gruppen von Jugendlichen ausgegangen wird, wie sie vorgefunden werden. Dies kann verzerrend sein, wenn sich etwa in der einen Gruppe Jugendliche mit stärkeren sozialen Problemen oder stärkeren Ressourcen befinden. Zweitens wird auch die Annahme, dass die Lebenseinflüsse für zumindest zwei Gruppen von Jugendlichen gleich sind, in Frage gestellt. So können sich an einem Ort spezifische, strukturelle Veränderungen ergeben (z.B. Ansiedelung eines Betriebes), welche für die Ergebnisse relevant sind.

Sich reflexiv mit einer Einmalerhebung der Frage zu stellen, wie Jugendarbeit wirkt, kann als eine mögliche Annäherung gesehen werden, obwohl sie sich der vermischten Präsenz verschiedener Einflüsse stellen muss. Unterstützt kann dies durch vorliegende Falldokumentationen sein. Ein sanfter Alternativansatz in der Wirkungsanalyse besteht weiters darin, Wirksamkeitsdialoge zu führen. Es ist dies der Versuch, sich mit Wirkungszusammenhängen bzw. -ketten diskursiv zu befassen und gleichsam durch die soziale Vergewisserung im Gespräch Wirkungen zu klären (vgl. Mayr 2012).

## b) Thema der Messbarkeit

Ein weiteres Problem ergibt sich durch die Messbarkeit von Inhalten bzw. Konstrukten. Als Output werden faktisch wahrnehmbare Wirkungen, als Outcome weiche, zu operationalisierende Wirkungen bezeichnet, also solche, bei denen es darum geht, die Messbarkeit herzustellen. Beispiele für Output sind zählbare Größen wie Beschäftigungsverhältnisse, Schulbesuchstage oder angebotene Workshops. Outcome-Inhalte sind etwa stabile Persönlichkeitsentwicklung, kreative Zukunftsentwürfe oder gesellschaftliche Solidarität. Angesichts der Unterschiede in der Zähllogik ist es bedeutsam darauf hinzuweisen, dass nicht nur solche Inhalte in der Diskussion zu halten sind, die aus Gründen der Datenqualität leicht heranzuziehen sind. Die Erfolge der Jugendarbeit sind also nicht nur dort zu suchen, wo es sich leicht zählen lässt. Die Messung weicher Konstrukte ist allerdings wiederum hinsichtlich der Zuverlässigkeit in Frage zu stellen (z.B. Selbsteinschätzung der Selbstsicherheit).

Als Beispiel sei die Evaluationsstudie zur Schulsozialarbeit in Graz erwähnt. In der Studie berücksichtigt sind verschiedene Perspektiven (u.a. Schüler/-innen, Schulsozialarbeiter/-innen, Eltern, Lehrer/-innen usw.), ein zeitlicher Verlauf durch zweimalige Befragung und eine unterschiedliche Datenqualität (u.a. qualitative Befragungen, Dokumentationen, quantitative Befragungen) (vgl. Gspurning/Heimgartner/Pieber/Sing 2011). In einem ersten Schritt wurden mit Lehrer/-innen relevante Themen generiert, die in einem zweiten Schritt mit der Frage verbunden wurden, inwieweit es durch die Schulsozialarbeit eine konstruktive Bearbeitung gegeben hat. Die folgenden Themen wurden unter anderem gelistet. Dies zeigt auch das bedeutsame Ausmaß des Wirkradius: Freizeitgestaltung, berufliche Zukunft, psychosoziale/psychosomatische Instabilität, autoaggressives Verhalten, Vereinsamung, Drogen- und Alkoholmissbrauch, Schwangerschaft, Sexualität, Liebe, Belastungen durch Gewalt in der Familie, Auswirkungen von Sucht in der Familie, Belastungen durch

Trennung oder Scheidung in der Familie, Schulabbruch, Schulabsentismus, Zusammenhalt in der Klasse, Rassismus, Integrationsprobleme, Diebstahl, Konflikte unter Schüler/-innen oder auch Konflikte zwischen Lehrer/-innen und Schüler/-innen. Die Ergebnisse zeigen eine inhaltliche Differenzierung der Einflussnahme: Freizeitgestaltung, Liebe und Sexualität und Konflikte unter Schüler/-innen rangieren dabei sehr hoch. Wirkungen auf familiäre Probleme oder auch Schulabsentismus werden von weniger der befragten Lehrer/-innen gesehen. Auch den Schüler/-innen wurden unter anderem Probleminhalte vorgegeben, die mit der Frage verbunden wurden, inwieweit sich eine Verbesserung durch die Schulsozialarbeit ergeben hat. Schulische Probleme stehen dabei im Vordergrund, Vandalismus, Einsamkeit, familiäre Probleme, Gewalt oder Rassismus werden im Vergleich dazu von weniger Schülerinnen und Schülern als verändert wahrgenommen. Diese Ergebnisse bilden aber nur einen kleinen Ausschnitt der Analyse. Mit den Auswertungen zu den Dokumentationen und den fachlichen Analysen zu den qualitativen Interviews werden grundlegende weitere Fragen zu den Funktionen, zu den Strukturen, den Methoden, den Prinzipien oder den Veränderungsanliegen bearbeitet.

## Weitere Forschungskonzepte

Forschung verfolgt viele Ansätze, denen unterschiedliche fachliche Vorstellungen über die Funktion von Forschung zugrundeliegen. Es ist mir daran gelegen verschiedene empirische Forschungskonzepte vorzustellen, um die Bedeutung der Wirkungsanalyse zu relativieren:

*Biografieforschung:* Mit dem Fokus auf die Biografie werden Lebenserfahrungen und -ereignisse (z.B. von Jugendlichen) dokumentiert und in einen Zusammenhang mit den gesellschaftlichen Strukturen gestellt (z.B. Bildung, Jugendarbeit, Familie). Methodisch ist das narrative Interview naheliegend, weil es der oder dem Jugendlichen

ermöglicht, seine bzw. ihre Darstellung zu konstruieren, denn das Narrative besteht darin, der oder dem Interviewten einen möglichst freien Erzählfluss zu ermöglichen (vgl. z.B. Jüttemann/Thomae 1998).

*Sozialraumanalyse:* Die Sozialraumanalyse stellt eine räumliche Einheit in den Mittelpunkt, wie sie etwa ein Stadtteil oder ein Bezirk ist. Die Elemente dieser Einheit rücken dann in den Fokus (u.a. Lebenswelt der Bewohner/-innen, Vereine, Betriebe, Bildungseinrichtungen, Sozialeinrichtungen, politische Instanzen). Es geht zum einen darum, Indikatoren zu schaffen, die den Sozialraum mit seinen Eigenheiten beschreiben, und zum anderen ist es Ziel, vertiefende Analysen zu lancieren, die eine angewandte Veränderung der Struktur des Sozialraumes thematisieren. Methodisch sind zunächst statistische Kenngrößen wichtig, in der Folge besteht eine große Offenheit für qualitative und quantitative Zugänge (u.a. halbstandardisierte Interviews, Gruppendiskussionen) (vgl. z.B. Riege/Schubert 2005<sup>2</sup>; Böttner 2009<sup>2</sup>).

*Evaluationsforschung:* Die Evaluationsforschung nimmt eine oder mehrere Einrichtungen bzw. Institutionen in den Blick (z.B. Jugendzentrum). Sie operiert mit Analysen der Werte, Strukturen, Prozesse und Wirkungen der Einrichtung(-en). Ziele sind es die Leistungen der Einrichtung(-en) sichtbar zu machen und Ideen für optimierbare Entwicklungen der Einrichtung(-en) zu schaffen. Dabei ist auch ein kontrollierender Aspekt enthalten. Methodisch baut die Evaluation auf Dokumentationen auf und umschließt weitere qualitative und quantitative Verfahren (z.B. Fragebögen, halbstandardisierte Interviews, Fokusgruppen) (vgl. z.B. Hackl 2012<sup>2</sup>).

*Ethnografie:* Die Ethnografie hat zum Inhalt, die Eigenheiten der Abläufe und Beziehungen des Alltags der Jugendarbeit wahrzunehmen. Eine beobachtende Teilnehmerin bzw. ein beobachtender Teilnehmer protokolliert (z.B. in einem Jugendzentrum) die Wahr-

nehmungen von Ereignissen und versieht sie mit Interpretationen. Auf diesem Weg werden handlungsleitende Regeln und Strategien sichtbar. Methodisch beginnt die Ethnografie mit der teilnehmenden Beobachtung, sie kann aber auch weitere Methoden einbeziehen (u.a. halbstandardisierte Interviews) (vgl. z.B. Cloos/Thole 2006). Ein ethnografisches Forschungsbeispiel ist die Studie zur sozialen Qualität der Nachmittagsbetreuung und der Horte (vgl. Gspurning/Heimgartner/Leitner/Sting 2010).

*Handlungsforschung:* Die Handlungsforschung ist darauf ausgerichtet, wissenschaftliche Methoden einzusetzen, um Praxis konkret zu gestalten. Während andere Forschungskonzepte (z.B. wie die Ethnografie) nach einer Feldphase die Praxis wieder verlässt und nur die Interpretationen der Praxis zur Verfügung stellt, bleibt die Forscherin oder der Forscher in der Handlungsforschung im Geschehen und versucht dieses zu verändern. Dabei sind verschiedene Richtungen der Gestaltung denkbar: Einrichtungen umgestalten oder schaffen, Weiterbildungen schaffen, Gesetze ändern usw. Die Nähe zwischen Praxis und Forschung ist die Stärke der Handlungsforschung und zugleich ihr kritischer Punkt (vgl. z.B. Razpotnik/Dekleva 2012).

*Szenisches Forschen:* Mit dem szenischen Forschen wird die sonst übliche Sprachdominanz gebrochen und durch darstellende Theatermöglichkeiten erweitert. Es wird im Idealfall gemeinsam mit Jugendlichen ein Theaterstück aus der eigenen Lebenserfahrung abgeleitet, das wiederum von den Jugendlichen aufgeführt wird. Dabei sind im Forumtheatermodus zwei Durchgänge geplant. In einem ersten Durchgang wird das Stück vorgestellt, in einem zweiten Durchgang wird die Möglichkeit gegeben, durch individuelle Einstiege, die improvisatorisch weitergeführt werden, Wandlungen vorzunehmen. Diese Ideen der Veränderung werden protokolliert, gesammelt und in Forderungen umgewandelt und politisch platziert (vgl. z.B. Wrentschur 2012).

## Fazit

Der Beitrag beschäftigt sich mit Forschungskonzepten in der Jugendarbeit. Es galt die Herausforderungen der Wirkungsanalysen und zugleich die Unterschiedlichkeit der Forschungskonzepte zu zeigen, von denen das Wirkungsdenken nur eine mögliche Herangehensweise ist. Wahrnehmende Elemente in der Ethnografie, gestalterische Elemente in der Evaluation, in der Sozialraumanalyse oder in der Handlungsforschung oder strukturelles Denken in der Sozialraumanalyse geben der empirischen Forschung eine unterschiedliche Färbung.

## Literatur

- Addams, J. (1910/2008): *Twenty Years at Hull House*. Riggs: Digireads.
- Boettner, J. (2009<sup>2</sup>): Sozialraumanalyse – soziale Räume vermessen, erkunden, verstehen. In: Michel-Schwartz, B. (Hg.): *Methodenbuch Soziale Arbeit. Basiswissen für die Praxis*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 259–291.
- Cloos, P./Thole, W. (Hg.) (2006): *Ethnographische Zugänge. Professions- und adressatInnenbezogene Forschung im Kontext von Pädagogik*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gspurning, W./Heimgartner, A./Pieber, E.M./Sing, E. (2011): *SIM-Schulsozialarbeit in den Mittelpunkt. Wissenschaftliche Begleitung der Schulsozialarbeit Graz*. Online verfügbar unter: <http://www.uni-graz.at/~heimgara/SP/SIM.pdf> [09.01.2013].
- Gspurning, W./ Heimgartner, A./Leitner, S./ Sing, St. (2010): *Soziale Qualität von Nachmittagsbetreuungen und Horten*. 1. Aufl. Berlin: Lit (Soziale Arbeit - Social Issues, 7).

- Hackl, W. (2012<sup>2</sup>): Evaluation pädagogischer Handlungsfelder. In: Stigler, H./Reicher, H. (Hg.): Praxisbuch Empirische Sozialforschung in den Erziehungs- und Bildungswissenschaften. Innsbruck: Studienverlag, S. 185–195.
- Jüttemann, G./Thomae, H. (1998): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: PsychologieVerlagsUnion.
- Laplace, P.-S. (1814): Essai philosophique sur les probabilités. Courcier.
- Mayr, A. (2012): Wirkungsanalysen im Kontext der Sozialen Arbeit. Eine empirische Studie zur Performance von arbeitsmarktintegrativen und ökologisch orientierten Betrieben und Projekten in der Steiermark als Grundlage für die Entwicklung organisationsspezifischer Wirkungsanalysen. Dissertation an der Karl-Franzens-Universität Graz.
- Menold, N. (2007): Methodische und methodologische Aspekte der Wirkungsmessung. In: Sommerfeld, P./Hüttemann, M. (Hg.): Evidenzbasierte soziale Arbeit. Nutzung von Forschung in der Praxis. Baltmannsweiler: Schneider Verl. Hohengehren (Grundlagen der sozialen Arbeit, 17), S. 26–39.
- Razpotnik, S./Dekleva, B. (2012): Action research of homelessness in Ljubljana. In: Heimgartner, A./Loch, U./Sting, St. (Hg.): Empirische Forschung in der Sozialen Arbeit. Methoden und methodologische Herausforderungen. Wien, Berlin: Lit Verlag, S. 25–38.
- Riege, M./Schubert, H. (2005<sup>2</sup>): Sozialraumanalyse. Grundlagen – Methoden – Praxis. Wiesbaden: VS Verlag.
- Wrentschur, M. (2012): Forumtheater: Szenisch-partizipatives Forschen als Beitrag zu sozialer Teilhabe und politischer Beteiligung. In: Heimgartner, A./Loch, U./Sting, St. (Hg.): Empirische Forschung in der Sozialen Arbeit. Methoden und methodologische Herausforderungen. Wien, Berlin: Lit Verlag, S. 137–151.



# WIRKUNGSORIENTIERUNG IN DER KINDER- UND JUGENDARBEIT

## Anmerkungen zu einer ungeliebten Debatte

Wenn in der Sozialen Arbeit von Wirkungsorientierung die Rede ist, dann sind damit grundsätzlich zwei Prozesse gleichzeitig angesprochen: einerseits der Bedeutungsgewinn dessen, was als Wirkungen, Ergebnisse, Effekte oder Wirksamkeit der Sozialen Arbeit angenommen oder festgestellt werden kann und andererseits die Nutzung dieser Perspektive für Entscheidungen der Fachkräfte sowie der handelnden und finanzierenden kollektiven Akteurinnen und Akteure des Feldes. Somit ist Wirkungsorientierung eher ein – gar nicht neuer (vgl. u.a. Polutta 2010, S. 49ff.) – Sammelbegriff für unterschiedliche Perspektiven, Konzepte und Strategien, die weitreichende Verbindungen mit der Politikgestaltung und der wissenschaftlichen Fundierung im Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit sowie mit der Professionalität und den Leistungserwartungen aufweisen. Trotz der daraus zwangsläufig resultierenden Unschärfen ist die Forderung, Wirkungen der Sozialen Arbeit in den Fokus der Aufmerksamkeit zu stellen, die angenommenen Effekte mit den Mitteln der empirischen Sozialforschung zu verifizieren bzw. zu falsifizieren und die daraus resultierenden Befunde als Grundlage des professionellen sowie des organisationalen Handelns zu nutzen, bereits längere Zeit zu vernehmen.

Dieser enorme Anspruch an die Akteurinnen und Akteure der Sozialen Arbeit ist vor allem im Rahmen einer *Evidence-based Practice* mit einer neuartigen Radikalität aufgestellt und ausformuliert worden, die aktuell „zu einem regelrechten Megathema im Gesundheits- und Sozialwesen“ (Otto 2007, S. 11; vgl. ebenso Bellmann/Müller 2011) geworden ist. Dieses Megathema ist mittlerweile auch im Arbeitsfeld der Kinder- und Jugendarbeit präsent. Die Behandlung des Themenkomplexes Wirkungsorientierung soll hier in drei Schritten erfolgen: Zuerst werden am Beispiel der Modernisierung der Verwaltungen die konzeptionellen und ideologischen Fundamente bzw. die „Vorarbeiten“ und „Türöffner“ für eine Wirkungsorientierung aufgezeigt. Anschließend wird in knapper Form dargestellt, was Wirkungsorientierung in der Sozialen Arbeit bedeutet und welche Nebenwirkungen damit verbunden sein könnten. Zum Schluss geht es um die Frage, welche aktuellen Anforderungen sich daraus für die Kinder- und Jugendarbeit ergeben.

## 1 „Türöffner“ für eine Wirkungsorientierung

Etwa in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre wurde unter dem Sammelbegriff des *New Public Managements* eine Modernisierung der Verwaltungen vorangetrieben und heftig diskutiert, deren „Nebenwirkungen“ heute noch spürbar sind. Diese Veränderungen waren und sind auch für die Kinder- und Jugendarbeit von besonderer Relevanz, weil die Modernisierungsbemühungen zuerst und vor allem auf der kommunalen Ebene praktisch umgesetzt wurden, die – mit deutlichem Abstand vor den anderen föderalen Ebenen – die meisten Ausgaben für dieses Arbeitsfeld aufbringen. Zudem ist (in Deutschland) die Kinder- und Jugendhilfe derjenige Bereich innerhalb des Verwaltungshandelns gewesen, an dem wesentliche Elemente bzw. Instrumente der Modernisierung entwickelt, eingesetzt und erprobt

wurden. Vor dem Hintergrund etlicher gravierender Kritikpunkte an der Verwaltungspraxis und den internen Prozessen von Bürokratien sowie vielfältiger ökonomischer, sozialer und politischer Wandlungsprozesse (beispielsweise: ökonomische Krisen und Globalisierung, veränderte politische Leitbilder und eine Orientierung an marktwirtschaftlichen Mechanismen, schwindende Legitimation für bestimmte wohlfahrtsstaatliche Errungenschaften) wurde das Aufgabenspektrum des öffentlichen Sektors kritisch hinterfragt und es entstanden neue Steuerungsmodelle, die trotz pfadabhängiger Ausgestaltung ein hohes Maß an Gemeinsamkeiten aufwiesen. Die „Neue Steuerung“ setzte auf eine Orientierung an privatwirtschaftlichen Managementmethoden und übersetzte dieses Idealbild für das Feld der öffentlichen Verwaltungen, deren Handeln und Strukturen sich primär an dem Prinzip der Rechtsstaatlichkeit auszurichten haben. Ergebnisse dieses „Übersetzungsprozesses“ waren neben einer Delegation von Entscheidungsverantwortung („dezentrale Ressourcenverantwortung“) und einer politischen „Steuerung auf Abstand“ auch eine deutlichere Orientierung an den Bürgerinteressen sowie neue Modelle der buchhalterischen Dokumentation zur Erhöhung von Transparenz. Einheitliche Zielrichtung der Veränderungen war und ist es, aus aufgeblähten und unflexiblen Verwaltungsapparaturen effizient, wirksam und kundenfreundlich arbeitende Verwaltungsbetriebe zu entwickeln. Die systematische Beschreibung von Leistungen/Aufgaben in der Logik von Produkten nach privatwirtschaftlichem Vorbild und die Schaffung eines daran geknüpften Controllingsystems stellt dabei eine wichtige Säule dar.

Eine ganz besondere Stellung kommt in diesem Kontext denjenigen Wandlungsprozessen zu, die mit dem prägnanten Slogan „von der Input- zur Outputorientierung“ etikettiert wurden. Damit wird im Rahmen der Verwaltungsmodernisierung auf ein Vokabular zurückgegriffen, das aufeinander aufbauende Stufen eines Dienstleistungsprozesses für eine Analyse im wissenschaftlichen Sinne zugäng-

lich macht. Steuerung erfolgt nach diesem Ideal über strategische Zielvorgaben und Vereinbarungen, die sich auf die Festlegung und Überprüfung von Leistungsindikatoren beziehen. Eine Orientierung der politisch festgelegten monetären Weichenstellungen und des Verwaltungshandelns an dem Output dessen, was mit öffentlichen Geldern (und Eigenmitteln der freien Träger) ermöglicht wird, steht für eine neue Art der Steuerung, die auf einem verstärkten zweckrationalen Denken aufbaut. Eine Fokussierung des Outputs – also der erbrachten Leistungen bzw. mit ökonomischen Vokabeln: der Faktorleistungen – bedarf mindestens einer intersubjektiv beschreib- und/oder bezifferbaren Feststellung der Leistungen, damit der Grad der Zielerreichung für alle Beteiligten in gleicher Art und Weise sichtbar gemacht werden kann. Obwohl diese Neuorientierung im Verwaltungshandeln und im Umgang mit öffentlich bereitgestellten Geldern bereits gravierende Veränderungen mit erheblichen Folgewirkungen markieren, bleiben damit diejenigen Stufen in dem angesprochenen Modell des Dienstleistungsprozesses unberührt, die Aussagen zu Wirkungen ermöglichen. Anders ausgedrückt: Mit der Fokussierung auf den Output öffentlich finanzierter Leistungen bzw. auf die Produkte im Aufgabenbereich von Politik und Verwaltung werden noch keine Wirkungen in den Blick genommen und keine Wirkungsziele formuliert.

## **2 Die Debatte um die Wirkungen der Sozialen Arbeit**

Um auf der Grundlage des Vokabulars der Neuen Steuerung und internationaler Termini Wirkungen in den Blick zu nehmen, sind gewissermaßen die Folgen des Outputs zu betrachten (vgl. Klassen 2007). Diese werden in der Regel als *Outcomes* oder *Impacts* „auf den Begriff“ gebracht. Damit werden zwei Wirk-Ebenen fokussiert:

Während *Outcomes* sich vor allem auf die intersubjektiv feststellbaren Lebensbedingungen der Menschen bezieht, zielt der Begriff *Impact* insbesondere auf die Wirkungen auf der subjektiven Ebene der Individuen (vgl. Liebig 2012). Für die fachliche Steuerung von Leistungen/Angeboten der Sozialen Arbeit ist es von entscheidender Bedeutung, ob für die Formulierung von Zielen am Output oder an den Endpunkten des Dienstleistungsprozesses (*Outcome/Impact*) angesetzt wird. Einerseits unterscheiden sich der Komplexitäts- und Anforderungsgrad beider Ansatzpunkte in erheblichem Maße, sobald eine Messung, ein Controlling bzw. eine Evaluation zur Zielerreichung angestrebt wird. Andererseits ist davon auszugehen, dass – mit Blick auf die Zielfestlegung, die Indikatorenbildung oder Effektivitätskontrolle – immense Differenzen zwischen dem Output und dessen Wirkungen auftreten. Grundsätzlich bedeutet ein Mehr an Output nicht unbedingt eine proportional verlaufende Steigerung der (positiven bzw. erwünschten) Effekte.

Folgt man den aktuellen Debatten zur bzw. in der Sozialen Arbeit, dann scheint der Übergang von der Outputorientierung zur Wirkungsorientierung bereits vollzogen oder kurz bevorzustehen. Während in der Vergangenheit eine Beurteilung der eigenen Arbeit/Ergebnisse auf der Basis von Selbstreflexion, Qualitätsversprechen und/oder (kollegialer) Supervision politische und finanzierende Instanzen befriedigte, kann die Soziale Arbeit heute offenbar damit nicht mehr zufriedenstellen. Soziale Arbeit hat vermehrt Rechenschaft darüber abzulegen, ob und wie die mit den Angeboten/Leistungen verbundenen Ziele tatsächlich erreicht werden. Es geht um eine „Objektivierung“ der Bewertungskriterien, um den Nachweis darüber, dass effektiv sowie effizient gearbeitet wird und die bereitgestellten öffentlichen Mittel dementsprechend sinnvoll eingesetzt werden. Von dieser Orientierung an den Wirkungen sind sowohl die politischen Akteurinnen und Akteure als auch das Management der leistungserbringenden Organisationen sowie die Fachkräfte der Sozialen

Arbeit betroffen. „Damit durchzieht die Wirkungsdebatte als Steuerungsdiskurs Politik, Profession, Institutionen und Wissenschaft. Die Idee einer wirkungsorientierten Steuerung ist zu so etwas wie einer gemeinsamen Leitlinie geworden“ (Otto 2007, S. 13). Diese Gemeinsamkeit hinsichtlich des abstrakten Ziels bedeutet allerdings nicht, dass damit auch einheitliche Forschungsfragen an die Wissenschaft gestellt werden. Im Gegenteil: Gerade die Wirkungsforschung befindet sich in einem Spannungsfeld verschiedener Erkenntnisinteressen sowie unterschiedlicher Erwartungen und Vorbehalte.

Viele der Vorbehalte, Streitpunkte und Anstrengungen konzentrieren sich auf ein neues Paradigma, welches – gewissermaßen nach dem Vorbild der Medizin – eine konsequente Wirkungsorientierung umsetzt. Dabei geht es um einen systematischen Transfer von mit wissenschaftlich-statistischen Verfahren ermitteltem Wissen in die Praxis der Sozialen Arbeit. Das Paradigma einer evidenzbasierten Steuerung im Rahmen pädagogischer Kontexte oder in der Praxis der Sozialen Arbeit (im deutschsprachigen Raum zumeist unter dem Etikett „*Evidence-based Practice*“ subsumiert) wurde insbesondere im englischsprachigen Raum entwickelt und ist verbunden mit der auch bei uns bekannten Formel „*What works*“ (vgl. u.a. Otto 2007; Sommerfeld/Hüttemann 2007). „Evidenzbasierte Praxis (EBP) ist ein Konzept, das mit der Absicht entwickelt wurde, Fachkräfte Sozialer Arbeit darin zu unterstützen, effizient und wirkungsvoll zu arbeiten und sich dabei die in unserem Informations- und Globalisierungszeitalter entwickelten Technologien zunutze zu machen, die uns schon heute in die Lage versetzen, unsere Entscheidungen über die verfügbaren Leistungsangebote sachlich fundierter und besser informiert zu treffen“ (Mullen/Bellamy/Bledsoe 2007, S. 10). Bei der Entwicklung und der Umsetzung von EBP geht es dabei einerseits darum, Wissen über die Wirksamkeit von pädagogischer „Technologie“ bzw. von pädagogischen Arbeitsweisen und Standards, von bildungs- bzw. sozialpolitischen Programmen und von sozialstaatlicher Infrastruk-

tur hervorzubringen. Andererseits soll dieses Wissen anschließend für Steuerungs- und Verteilungszwecke einzusetzen sein. Ziel dieses Ansatzes ist es also, Wissen zu generieren, das sich in Handeln unterschiedlichster Akteurinnen und Akteure übersetzen lässt. Allerdings ist damit nicht jegliches Wissen gemeint, sondern nur das, welches durch den Einsatz von wissenschaftlichen Methoden generiert wird und welches die Wirkungen des Handelns sowie von Programmen in den Blick nimmt. Eine solchermaßen verstandene Orientierung an den Wirkungen (sozial-)pädagogischen Handelns bzw. an der tätigen Infrastruktur der Sozialen Arbeit impliziert auf der Basis der oben zitierten Definition von Mullen, Bellamy und Bledsoe nicht nur positive Effekte für die Sozialpolitik und das „Management des Sozialen“, sondern ebenfalls auf das professionelle Handeln der Fachkräfte.

Dieser positiven Perspektive wird allerdings von mehreren Seiten widersprochen. Polutta (2010, S. 47) fasst den Dissens zutreffend zusammen: „Evidenzbasierung und Wirkungsorientierung verbunden mit Elementen des ‚New Public Managements‘ verheißen neue technologische Machbarkeiten und wissenschaftliche Berechenbarkeit, was in mancher Lesart als Ende der Profession gedeutet wird, in anderer Auffassung jedoch erst zur notwendigen neuen Professionalisierung führt“. Aufgrund der immensen Heterogenität der Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit scheint es notwendig, sich im Kontext dieser Überlegungen differenziert zu äußern und weiter zu denken. Gerade hinsichtlich der Kinder- und Jugendarbeit und ihrer Besonderheiten scheinen eher skeptische Positionen angebracht. Wirkungsorientierte Steuerung wird in der Folge solcher eher skeptischen Überlegungen als eine neue Regierungsweise gedeutet, die in die tradierten Regelkreise und Verfahren rund um Zielsetzung, Finanzierung, Überprüfung, Nachweis und Kontrolle bestimmte Elemente auf- und andere entsprechend abwertet. So zeigt sich beispielsweise, „dass die Rede von einer wirkungsbasierten Sozialen Arbeit in den Kern professi-

onellen Handelns eindringt und das Verhältnis von Forschung und Handlungspraxis neu konturiert“ (Cloos/Thole 2007, S. 60). Während eine Handlungssteuerung auf der Basis von Professionalität ein generalisiertes Reflexions- und Erklärungswissen auf einen besonderen Fall bezieht und so individuelle, also prinzipiell wenig standardisierte, Handlungsstrategien entwirft, bezieht sich eine wirkungsorientierte Steuerung weniger auf besondere Fälle, sondern eher auf Kategorien von „Risikogruppen“ (vgl. Otto 2007, S. 47ff.). In solchen auf statistische Wahrscheinlichkeiten fundierenden Modellen einer evidenzbasierten Praxis erscheinen professionelle Wirklichkeitsannahmen als unzuverlässig und nicht effizient. Denn am Ende soll durch eine angestrebte Replizierbarkeit der wirksamen Interventionsstrategien ein möglichst detailliertes und in sich geschlossenes Handlungsprogramm produziert werden, das bruchlos in ausführliche „Praxis-Guidelines“ übersetzt werden kann (vgl. Ziegler 2006, S. 150). Wird dieses Modell konsequent weitergedacht, bedeutet dies: „Maßgeblich für die Dissemination von Wissen, die Implementation von Programmen und die Distribution der AdressatInnen auf die Programme sind nicht die Entscheidungen reflexiver Professioneller, sondern die Kriterien des ‚wissenschaftlich-bürokratischen Managements‘ der Organisation“ (Ziegler 2006, S. 151).

### **3 Wirkungsorientierung in der Kinder- und Jugendarbeit**

Wird dieses hier konturierte Megathema der Sozialen Arbeit zu den Etiketten „Wirkungsorientierung“ und einer „*Evidence-based Practice*“ im Arbeitsfeld der Kinder- und Jugendarbeit aufgegriffen, dann bislang eher als „Light-Version“ sowie unter dem Vorzeichen einer sozialpolitischen Inpflichtnahme. Die „gesellschaftliche Lage“ der Kinder- und Jugendarbeit bietet dabei einen befördernden Hinter-

grund, denn dort werden vielfältige Herausforderungen für die Praxis identifiziert (vgl. Rauschenbach u.a. 2010, S. 37ff.). Diese Herausforderungen kreisen nicht nur um das Querschnittsthema vieler sozialpolitischer Debatten – den demografischen Wandel –, sondern auch um weitere, zum Teil auch konzeptionelle (An-)Fragen. Als ein Schlüsselthema der Zukunft erweist sich beispielsweise die Frage, wie sich die Kinder- und Jugendarbeit zu dem Ausbau ganztägiger Bildungsangebote verhält und ob sie, insbesondere in ländlichen Regionen, zur Entstehung/Entwicklung lokaler bzw. regionaler Bildungslandschaften beitragen kann. Zusätzlich muss sich die Kinder- und Jugendarbeit mit dem empirischen Phänomen der „Verdichtung“ der Jugendphase auseinandersetzen und in diesem Zusammenhang ihre zeitlichen und räumlichen Bezugspunkte zu anderen, in gewissem Sinne konkurrierenden, gesellschaftlichen Institutionen neu definieren. Weiterhin erwachsen aus der (zum Teil schrumpfenden) finanziellen Ausstattung der Kinder- und Jugendarbeit weitere Herausforderungen, die bereits vorhandene Probleme in anderen Bereichen verschärfen – so z.B. die Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse, die im Arbeitsfeld der Kinder- und Jugendarbeit in besonderem Maße als atypische und teilweise prekäre Beschäftigungsverhältnisse charakterisiert werden müssen (vgl. Bröring/Buschmann 2012). Obwohl der Kinder- und Jugendarbeit nach wie vor enorme Potenziale zuerkannt werden (vgl. u.a. Lindner 2007; Rauschenbach 2012; Sturzenhecker 2010), scheint der Weg von der Identifizierung solcher generellen Herausforderungen zu einem Infragestellen der lange Zeit vorhandenen Legitimationsgrundlage des Arbeitsfeldes recht kurz.

In den neuen Ansprüchen, eine empirisch unterfütterte Debatte zu den Wirkungsannahmen des Feldes zu führen, spiegelt sich auch ein gewisses Grundmisstrauen gegenüber der Kinder- und Jugendarbeit bzw. gegenüber einem „Weiter-wie-bisher“. Mit anderen Worten: Es wird vermehrt unterstellt, dass die in der Kinder- und Jugendarbeit anzutreffenden Praktiken nicht oder nicht ausreichend dafür Sorge

tragen können, dass die von der Politik und/oder von dem Arbeitsfeld gesetzten Ziele erreicht werden. Es findet sich dementsprechend eine Verknüpfung zwischen einem festzustellenden Mangel an Wirkungsnachweisen und der Annahme, dass ein Mangel an (gewünschten) Wirkungen vorhanden ist. Kinder- und Jugendarbeit hat in der Folge „den Übergang von der gefühlten zur gemessenen Wirkung“ (Rauschenbach 2004, S. 21) einzuleiten, wodurch unter anderem die Differenz zwischen programmatischer Intention und tatsächlicher Wirkung abgebaut werden soll. Wie fast überall in der Sozialen Arbeit zu beobachten, sind es auch in der Kinder- und Jugendarbeit vor allem monetäre Aspekte, die für einen solchen Übergang nutzbar gemacht werden sollen.

Der monetäre Aufwand für die Bereitstellung der Angebote der Kinder- und Jugendarbeit war und ist vielfach die entscheidende Größe, die dafür sorgt, dass sich die politischen Gremien insbesondere auf der kommunalen und der Landesebene mit dem Arbeitsfeld kritisch auseinandersetzen. Immer wieder – und vermehrt in den letzten Jahren – sind in den Verhandlungen über diesen monetären Aufwand Fragen zu vernehmen, mit denen die Ergebnisse, die Zielerreichungsgrade, die Wirkungen oder der Nutzen der öffentlich finanzierten Angebote behandelt werden. Um diese Fragen zu beantworten, können die angesprochenen kollektiven Akteurinnen und Akteure allerdings in der Regel nur unbefriedigende Antworten liefern. Dies hat einerseits damit zu tun, dass das Vorhaben, im Feld der Kinder- und Jugendarbeit fundierte und belastbare Informationen über Wirkungen zu erhalten, nur als sehr anspruchsvolles und komplexes Projekt zu denken ist (vgl. Liebig 2012, S. 48ff.; zu den allgemeinen Problemkreisen einer Wirkungsmessung vgl. u.a. Menhold 2007). Einige Autorinnen und Autoren bleiben aufgrund gewisser Besonderheiten des Arbeitsfeldes (Freiwilligkeit, Selbstverwaltung und Prozessorientierung, eher flüchtige Arrangements und Koproduktion etc.) generell sehr skeptisch hinsichtlich der Generie-

rung von Wirkungsannahmen bzw. einer Theorie der Wirkung im Kontext der Kinder- und Jugendarbeit (vgl. Wendt 2012, S. 91f.). Andererseits produzieren die heute vielfach zu hörenden Fragen nach den Wirkungen, das Infragestellen der tradierten Finanzierungspraxen und der gesellschaftlichen Bedeutung des Arbeitsfeldes sowie die Drohkulissen der Mittelkürzungen – auch basierend auf den Berechnungsmodellen zum demografischen Wandel – ein Klima, welches für Innovationen in Richtung Wirkungsorientierung nur wenig empfänglich ist (vgl. Sturzenhecker/von Spiegel 2008, S. 313). Wenn das Arbeitsfeld damit rechnen muss, dass weniger öffentliche Ressourcen zur Verfügung gestellt werden, dann kann diese Wahrnehmung zu einem neuen Konkurrenzverhältnis zwischen den unterschiedlichen kollektiven Akteurinnen und Akteuren führen. Auf jeden Fall werden die Trägergruppen und Verbände allerdings ihre je spezifischen Optionen der Beziehungsarbeit zu den (politischen) Entscheidungsinstanzen nutzen und damit verstärkt auf das tradierte korporatistische Modell setzen.

In der Konsequenz bleibt die eingeforderte Wirkungsorientierung für das Arbeitsfeld häufig und in der Tendenz eine Anforderung von Außen, der aufgrund eines Abhängigkeitsverhältnisses notgedrungen nachgegangen wird, was allerdings nur bedingt zur Einleitung von ergebnisoffenen, erwünschten und demzufolge selbst initiierten Selbstforschungprozessen führt. Dennoch wird für das Feld der Kinder- und Jugendarbeit von Seiten der Förderinstanzen immer häufiger das Ziel formuliert, „von einer inputorientierten Zuwendungspraxis auf eine wirkungsorientierte Leistungsvergütung umzuschalten“ (Halfar 2005, S. 419). Um diesem – scheinbar unhintergehbaren und von Außen formulierten – Ziel näher zu kommen, muss die Kinder- und Jugendarbeit sicherlich einige tradierte Standpunkte, Strategien und Arbeitsweisen einem wissenschaftsorientierten Dialog öffnen. Dabei stehen die Chancen für eine generelle Profilierung der Arbeit und des Arbeitsfeldes gar nicht schlecht. Erste Forschungsbefunde zu den

Effekten der Kinder- und Jugendarbeit unterstützen die These, dass dort besondere und wirksame Aneignungschancen und Lerngelegenheiten anzutreffen sind (vgl. u.a. Düx u.a. 2008; Liebig 2010; Lindner 2008).

Die entscheidenden Fragen für die Zukunft werden sein, welche Ziele Grundlage für evaluierende Prozesse sein werden, welche Indikatoren geeignet sind, die Besonderheiten des Arbeitsfeldes abzubilden und vor allem, wie sich die Verbände und Vereine, die Funktionäre und Fachkräfte an diesen Prozessen beteiligen werden. Zu wünschen wäre, dass die Kinder- und Jugendarbeit auf ihre Fachlichkeit setzt und aus eigenem Antrieb die Wirkungen ihres Handelns forschend in den Blick nimmt. Viele Instrumente und Verfahren, die mittlerweile ihren festen Platz im Arbeitsfeld besitzen und die zum Teil dort selbst entwickelt wurden, bieten sich gewissermaßen als Sprungbrett für ein solches Vorhaben an. Zu denken ist beispielsweise an Berichtswesenssysteme (vgl. Liebig 2007), an Controllingverfahren (vgl. Simon 2012) oder an bestimmte Qualitätsentwicklungs- und Evaluationskonzepte (vgl. Baumgartner/Sommerfeld 2010). Weiterhin wird vorgeschlagen, Ansätze einer Praxisforschung voranzutreiben, mit der den Praktikerinnen und Praktikern eine Rolle als Forschende in eigener Sache zukommt. Ein solches Bemühen um Orientierung über Forschung bzw. Forschungsbefunde „versetzt die Praxis in die Lage, Effekte ihrer Arbeit spezifisch zu diagnostizieren, ohne den Fallen der Fremdevaluation zu erliegen oder EBP zu unterliegen“ (Wendt 2012, S. 101). Der Kinder- und Jugendarbeit bieten sich durch die selbstermächtigte Beschäftigung mit den Wirkungen ihrer Angebote, Projekte und Maßnahmen also auch mehrere Chancen – nämlich sich beispielsweise entscheidend an der Beantwortung der Fragen zu beteiligen, welche Zwecke/Wirkungen überhaupt mit der Kinder- und Jugendarbeit in Verbindung gebracht werden sollen/können und welche Dimensionen, welche Wirkebenen oder -aspekte aus dem riesigen Spektrum der Möglichkeiten überhaupt durch forschende Perspektiven fokussiert werden sollen.

## Literatur

- Baumgartner, E./Sommerfeld, P.: Evaluation und evidenzbasierte Praxis. In: Thole, W. (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden 2010, S. 1163–1175.
- Bellmann, J./Müller, T. (Hrsg.): Wissen, was wirkt. Kritik evidenzbasierter Pädagogik. Wiesbaden 2011.
- Bröring, M./Buschmann, M.: Atypische Beschäftigungsverhältnisse in ausgewählten Arbeitsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe. Hrsg. von der GEW. Frankfurt a.M. 2012.
- Cloos, P./Thole, W.: Professioneller Habitus und das Modell einer Evidence-based Practice. In: Sommerfeld, P./Hüttemann, M. (Hrsg.): Evidenzbasierte Soziale Arbeit. Nutzung von Forschung in der Praxis. Baltmannsweiler 2007, S. 60–74.
- [Düx u.a. 2008] Düx, W./Prein, G./Sass, E./Tully, C.J.: Kompetenzerwerb im freiwilligen Engagement. Eine empirische Studie zum informellen Lernen im Jugendalter. Wiesbaden 2008.
- Halfar, B.: Wirkungsorientierte Finanzierung in der Jugend(verbands)arbeit. In: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins, Heft 11, 2005, S. 419–425.
- Klassen, M.: Was tun Sie eigentlich den ganzen Tag und worin besteht der Nutzen Ihrer Arbeit? Bedeutung und Schwierigkeiten von Wirksamkeitsforschung in der Sozialen Arbeit: ein praktischer Ansatz. In: Sozialmagazin, Heft 3, 2007, S. 12–15.
- Liebig, R.: Entwicklung und Möglichkeiten von Berichtswesenssystemen – Analysen und Folgerungen zum Beispiel der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Sturzenhecker, B./Deinet, U. (Hrsg.): Konzeptentwicklung in der Kinder- und Jugendarbeit. Reflexionen und Arbeitshilfen für die Praxis. Weinheim, München 2007, S. 202–219.

Liebig, R.: Jugendarbeit wirkt – aber wie? Stand und Befunde der Forschung. In: Leshwange, M./Liebig, R. (Hrsg.): Aufwachsen offensiv mitgestalten. Impulse für die Kinder- und Jugendarbeit. Essen 2010, S. 91–109.

Liebig, R.: Effekte der Kinder- und Jugendarbeit. Konzeptionelle Überlegungen und erste Befunde. In: Kammerer, B. (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg 2012, S. 39–64.

Lindner, W. (Hrsg.): Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Wiesbaden 2008.

Menold, N.: Methodische und methodologische Aspekte der Wirkungsmessung. In: Sommerfeld, P./Hüttemann, M. (Hrsg.): Evidenzbasierte Soziale Arbeit. Nutzung von Forschung in der Praxis. Baltmannsweiler 2007, S. 26–39.

Mullen, E.J./Bellamy, J.L./Bledsoe, S.E.: Evidenzbasierte Praxis in der Sozialen Arbeit. In: Sommerfeld, P./Hüttemann, M. (Hrsg.): Evidenzbasierte Soziale Arbeit. Nutzung von Forschung in der Praxis. Baltmannsweiler 2007, S. 10–25.

Otto, H.-U.: What Works? Expertise im Auftrag der AGJ. Berlin 2007.

Polutta, A.: Wirkungsorientierung und Profession. Neue Professionalisierung oder Ende professioneller Sozialer Arbeit. In: Soziale Passagen, Heft 2, 2010, S. 47–62.

Rauschenbach, T.: Vertrag der Generationen – Über die Notwendigkeit neuen Denkens. In: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit, Heft 5, 2004, S. 13–21.

Rauschenbach, T.: Wie viel Zukunft hat die Kinder- und Jugendarbeit? Ein Arbeitsfeld am Scheideweg. In: Kammerer, B. (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg 2012, S. 133–155.

- [Rauschenbach u.a. 2010] Rauschenbach, T./Borrmann, S./Düx, W./Liebig, R./Pothmann, J./Züchner, I.: Lage und Zukunft der Kinder- und Jugendarbeit in Baden-Württemberg. Eine Expertise. Dortmund, Frankfurt, Landshut, München 2010.
- Simon, T.: Controlling in der Kinder- und Jugendarbeit als Sprungbrett in die Wirkungsdebatte. In: Kammerer, B. (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg 2012, S. 107–122.
- Stutzenhecker, B.: Warum Kinder und Jugendliche Offene Kinder- und Jugendarbeit brauchen. In: Leshwange, M./Liebig, R. (Hrsg.): Aufwachsen offensiv mitgestalten. Impulse für die Kinder- und Jugendarbeit. Essen 2010, S. 75–89.
- Sturzenhecker, B./von Spiegel, H.: Was hindert und fördert Selbstevaluation und Wirkungsreflexion in der Kinder- und Jugendarbeit? In: Lindner, W. (Hrsg.): Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Aktuelle und ausgewählte Evaluationsergebnisse der Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden 2008, S. 309–321.
- Wendt, P.-U.: „Na klar, Jugendarbeit wirkt, aber warum darüber reden?“ In: Kammerer, B. (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg 2012, S. 85–105.
- Ziegler, H.: Zum Stand der Wirkungsforschung in der Sozialen Arbeit. In: Jugendhilfe, Heft 3, 2009, S. 180–187.



# JUGENDARBEIT WIRKT. ABER: WIE UND WO UND WOZU GENAU?<sup>1</sup>

## Einleitung

In der Debatte um Wirkungen speziell in der Kinder- und Jugendarbeit ist bislang kein Rückgriff möglich auf ein abgeschlossenes und solides Wissensfundament. Unumstößliche und verbürgte Einschätzungen zu Wirkungen und Evaluation in der Kinder- und Jugendarbeit sind heikel, weil sich hier bis auf Weiteres und auf mehreren Ebenen Problemstellungen zeigen, die bislang vornehmlich den Charakter „offener Baustellen“ haben:

Wirkungsforschung in der Kinder- und Jugendarbeit ist bislang gewissermaßen eine Sequenz unverbundener und beziehungsloser Episoden. Das Wissen zu den Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit gleicht zurzeit eher einem Flickenteppich, dessen Einzelteile nur unzureichend miteinander verbunden sind und in der Gänze noch kein stimmiges Gesamtbild abgeben kann. (*Liebig 2011, S. 54*)

Gleichwohl muss sich die Kinder- und Jugendarbeit auf diesem unsicheren Terrain positionieren und kann nicht abwarten, bis sich ver-

---

1 Überarbeitetes und gekürztes Skript des Vortrags vom 12. Juli 2012.

lässliche Klärungen oder Lösungen ergeben haben. Dies verlangt eine gewisse Bereitschaft, sich ins Offene hinaus zu wagen.

## Rekonstruktionen und Begründungen der Evaluationsdebatte

84

Eine wesentliches Motiv der Wirkungsdebatte entstammt der *Medizin*, was nachvollziehbar ist, denn niemand möchte mit unwirksamen Medikamenten behandelt werden (vgl. Kühnlein/Forster 2007): Gemäß den in der Medizin vorzufindenden Verfahren zu Evidenzbasierung wird im *Ausgangspunkt ein Problem der konkreten Praxis* zunächst in eine beantwortbare Fragestellung umgeformt. Zur Beantwortung dieser Frage werden anschließend sämtliche – in der Medizin: international verfügbare und internetgestützte – Datenbanken konsultiert, um hier empirisch begründete Lösungen und Antworten zu finden. Wie in einem Hand- oder Kochbuch soll dann die Praxis für das jeweilige Problem oder die jeweilige Zielgruppe das treffsicherste und wirkmächtigste Programm auswählen können. Dies geschieht auf der Basis wahrscheinlichkeitstheoretischer Aussagen, unter welchen kontrollierten Bedingungen ein Programm oder ein Heilverfahren bei einer bestimmten Klientel das Ziel am besten erreicht hat. Voraussetzung hierfür ist eine bestens ausgestattete Datenbank, in der das gesamte Wissen einer Profession aufbereitet und abrufbar ist. Deren Antworten würden sodann geprüft und auf ihre Tauglichkeit für das je eigene Problem bewertet. Jede/-r Angehörige einer Berufsgruppe – so der Anspruch – wäre mithin in der Lage, das disziplinar vorhandene Wissen zu erschließen und kritisch im Hinblick auf Aussagekraft, Transfer und Wirksamkeit für die eigene Praxis zu bewerten. Wenn dann – so das Prozedere – solches Wissen auf die Praxis angewandt und implementiert wäre, folgte als letzter Schritt wiederum die Beurteilung des Nutzens. Eine solche Praxis

zwingt dazu, systematisch zu fragen, was das vorhandene empirische Wissen einer Disziplin – in unserem Fall der Kinder- und Jugendarbeit – im Sinne einer besten erreichbaren Evidenz zur Lösung von Problemen beitragen kann.

Hierbei ist jedoch zunächst der Transfer von einer Naturwissenschaft in eine Sozialwissenschaft zu beachten. Eine Naturwissenschaft operiert mit (halbwegs) klaren Diagnosen, Grenzwerten und Quantitäten, die recht gut messbar sind; und die Abgrenzung von Krankheit zu Gesundheit kann in den meisten Fällen medizinisch deutlich bestimmt werden: Dahinter steht die Idee einer effektiven Intervention, die von bestimmten Kausalannahmen ausgeht:

Kennzeichnend für effektive Interventionen ist, dass ein gesicherter Zusammenhang zwischen der Intervention (als Ursache) und ihren Ergebnissen oder Erträgen (als Wirkung) besteht. Es ist wichtig festzuhalten, dass „Effektivität“ dabei lediglich einen untergeordneten, instrumentellen Wert hat: Sie bezieht sich auf die Qualität von Prozessen, ohne irgendetwas darüber auszusagen, was eine Intervention bewirken soll. Das bedeutet unter anderem, dass es keinen Sinn macht, von effektivem Unterricht, oder effektiver Schulbildung [oder effektiver Jugendarbeit, Anm. d. Autors] zu sprechen; die Frage, die immer gestellt werden muss lautet: effektiv im Hinblick worauf? (*Biesta 2011, S. 101*)

Ein nächstes Motiv des Evaluationsdiskurses, der auch die Kinder- und Jugendarbeit ereilt, ist im anwachsenden Legitimationsdruck zu verorten, der wiederum auf bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungen beruht. Im Zuge der Etablierung neoliberalen Denkens über alle Bereiche der Gesellschaft erfahren wir die Orientierung an Kosten-Nutzen-Kalkülen: „*Money for value*“: Wir investieren in Bildung; wir investieren in Kinder- und Jugendarbeit. Das ist eine ökonomische Operation; und wer investiert, will auch eine Rendi-

te sehen. Wenn das Geld scheinbar knapp, mindestens begrenzt ist, macht es Sinn, dieses dort zu einzusetzen, wo es den größten Nutzen verspricht. Gefragt sind aber dann weniger *Wirksamkeitsversprechen*, sondern: *Wirksamkeitsgarantien*, Nettowirkungen. Eine allzu naive Orientierung an Wirkungen kann also durchaus dazu führen, dass die Akteurinnen und Akteure der Kinder- und Jugendarbeit in einen neuen Wettbewerb gegeneinander hineinmanövriert werden: Wenn nämlich nur noch oder vorrangig diejenigen Veranstalter von Kinder- und Jugendarbeit finanziert werden, die die besten Ergebnisse erbringen oder immerhin versprechen – wie immer sie diese erzielt haben mögen.

Diese fraglos problematische, aktuell immer häufiger betonte **Kopplung von Evaluationsergebnissen an Verwendungsnutzen** und damit verbundenen Finanzierungen ist sorgfältig zu beachten und zwar insbesondere dort, wo zwar gern „innovative“ Lösungen oder Wirkungen erwartet (oder explizit gefordert) werden, diese aber vorab innerhalb eines politisch oder administrativ dekretierten Rahmens zu erfolgen haben.

## Evaluationsanforderungen: Verlegenheiten und Strategien

Das Wissen zur Jugendarbeit ist vielschichtig, lückenhaft und verstreut. Zwar sind hier in den letzten Jahren etliche Evaluationsprojekte durchgeführt und publiziert worden (vgl. Lindner 2009), die in ihrer bloßen Anhäufung eine gewisse grundständige Verankerung von Evaluationen nahelegen könnte. Gleichwohl ist das Arbeitsfeld der Kinder- und Jugendarbeit von einer konsistenten „Evaluationenkultur“ noch weit entfernt. Spätestens, wenn man sich ernsthaft auf die Frage einlässt, ob und wie Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit zuverlässig gemessen werden können, werden weitere, diffizile

Fragestellungen erkennbar, die allenfalls notiert, nicht aber beantwortet werden können, denn

- ... es existieren nur wenige Untersuchungen zum Gegenstandsbereich „Kinder- und Jugendarbeit“, deren zentrales und explizites Anliegen die empirische Bestimmung von Wirkungen ist.
- ... es existiert weder ein erprobtes Forschungsdesign zur empirischen Bestimmung von Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit noch ein erprobtes Arsenal von Methoden, mit denen diese Wirkungen valide und zuverlässig gemessen werden können.

Prüft man die Umsetzbarkeit der Ansprüche der Evidenzbasierung im Arbeitsfeld Kinder- und Jugendarbeit, wird man zugestehen müssen, dass hier – einstweilen – „zwei Welten“ aufeinandertreffen: Evidenzbasierung beruht auf empirischen Ergebnissen, die sich am Optimum des so genannten „Goldstandards“ orientieren. Das bedeutet: Meta-Analysen im Vergleich der Mittelwerte von randomisierten Kontrollstudien. Nun ist aber die Forschungslage gerade in der Kinder- und Jugendarbeit trotz mancher Verbesserungen und Wissenszuwächse immer noch ausgesprochen schwach. Entsprechende Datenbanken sind einstweilen Zukunftsmusik, so dass Praktikerinnen und Praktiker, selbst wenn sie evidenzbasiert arbeiten *wollten*, hier bislang allenfalls ein weiteres Vakuum antreffen würden.

Die Kinder- und Jugendarbeit hat es überdies mit weiteren Unübersichtlichkeiten zu tun; diese gelten zum einen für die Vielfalt der Arrangements und Settingstrukturen, bei denen es schwer fällt, **einzelne Wirkungen** aus einem Gemisch miteinander verbundener anderer Einflüsse (intervenierender Variablen) herauszupräparieren. Weil die Kinder- und Jugendarbeit ein so vielschichtiges Handlungsfeld ist, lassen sich wirksame Lösungen einer erfolgreichen Praxis zum anderen immer nur im Kontext der jeweils vorliegenden konkreten Situationen und Problematiken finden. Deren Übertragbarkeit aber

ist unsicher, weil die sich als wirksam erwiesenen Praxen sich stets auf eine konkrete Fall- und Feldproblematik beziehen. Gerade der letzte Aspekt weist auf eine gravierende Konsequenz evidenzbasierten Handelns für die Kinder- und Jugendarbeit hin. Denn deren positive Effekte sollen, wenn sie denn eintreten, ja nicht zufällig, beliebig oder willkürlich erscheinen, sondern als das **absichtsvoll intendierte Ergebnis** sozialpädagogischen Handelns – was nichts anderes bedeutet, als dass damit eine bestimmte **Technologie** erwartet würde, die immer dann, wenn bestimmte Bedingungen vorzufinden sind, gleichbleibende oder annähernd konstante Wirkungen zeigen würde. Damit käme der Versuch ins Spiel, die sozialpädagogische Arbeit in gewisser Weise zu normieren oder zu standardisieren: „Disziplinierung durch Evaluation“ heißt hier das Schlagwort und dieses steht in unmittelbarer Nähe zu Problemen der Deprofessionalisierung und zur Entwertung ihrer Fachlichkeit (vgl. Ziegler 2006).

Eine systematische Erforschung von Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit ist bislang nicht erfolgt. Es existieren hier weder ein zuverlässiges Forschungsdesign noch ein erprobtes Methodenrepertoire. Ein erster, äußerst anspruchsvoller Versuch, dieses überhaupt nur zu skizzieren, findet sich bei Grunert (vgl. 2012, S. 161ff). Das hier vorgestellte Forschungsdesign, eher eine Forschungsheuristik, umfasst mehrere Ebenen (Subjektebene, Programmebene, instrumentelle Ebene, soziale Ebene), eine Kombination aus quantitativen und qualitativen Datenerhebungen inklusive rekonstruktiven, komparativen und triangulativen Strategien sowie ein hierauf abgestimmtes Paneldesign (Längsschnittperspektive), welches erstens in seiner Realisierung einstweilen nicht in Sicht ist und zweitens die Möglichkeiten der Praxisebene bei weitem überschreitet.

Ein weiterer, höchst aktueller Aspekt im Evaluationsdiskurs ergibt sich hingegen durch die **neu ausgerufenen Jugendpolitik** in Deutschland (vgl. Lindner 2012a, 2012b). Und auch in Österreich erhält diese Thematik unter Verweis auf die Europäische Jugendpolitik und

deren neuer Wertschätzung nonformaler wie informaler Bildung und damit zusammenhängender Kompetenzen durchaus eine gewisse Relevanz im Rahmen der Entwicklung einer neuen Jugendstrategie (vgl. BMWFI Österreich 2012, S. 26). Hierbei nun kommt der „evidenzbasierten Anerkennung realer Leistungen der Kinder- und Jugendarbeit durch Dritte“ (Rauschenbach 2012, S. 23) – also durch Gesellschaft und Politik – eine neue Bedeutung zu. Und in diesem Zusammenhang soll ein

forschungsbasierter Nachweis des Kompetenzerwerbs in der und durch die Kinder- und Jugendarbeit einerseits nach dem Motto „Jugendarbeit wirkt“ sowie eine Zertifizierung von Anbietern der Kinder- und Jugendarbeit auf der Basis von fachlich definierten Qualitätsstandards andererseits, also ein Art fachlich gehaltvolle Akkreditierung der Anbieter von Kinder- und Jugendarbeit (*ebd.*, S. 24)

eine verstärkte Rolle spielen.

## Naive oder reflexive Evaluation?

Parallel zur (durchaus erfreulichen) Renaissance einer neuen Jugendpolitik aber steht die Kinder- und Jugendarbeit in Deutschland wie in Österreich nach wie vor unter Legitimationsdruck in Fragen wie „Was bringt Kinder- und Jugendarbeit? Was haben Kinder und Jugendliche davon? Warum soll weiterhin eine flächendeckende Kinder- und Jugendarbeit subventioniert werden?“ (Rauschenbach 2009, S. 192) Aber angesichts der fachwissenschaftlichen und empirischen Unwägbarkeiten steht die Frage an, was Fachkräfte der Kinder- und Jugendarbeit mit all den vorangegangenen Informationen

anfangen könnten, außer die Hände in den Schoß zu legen und auf die **wissenschaftliche Großforschung** zu warten.

Die Kinder- und Jugendarbeit bzw. ihre Akteurinnen und Akteure können und dürfen sich den Anforderungen nach Wirkungsnachweisen selbstverständlich nicht verweigern. Aber sie dürfen auch nicht naiv darauf ein und in die Irre gehen. Vielmehr sind zunächst die Rahmenbedingungen für Evaluationen zu analysieren und sodann reflektierte Entscheidungen zu treffen. Diese Entscheidungen sind wiederum von bestimmten Konditionen abhängig zu machen (z. B. ausreichenden Ressourcen, ausreichende Partizipation, ausreichendes Mitspracherecht an der Ergebnisverwendung), die weitestmöglich aus eigener Fachlichkeit heraus definiert werden. Ein pragmatischer Ausweg läge darüber hinaus in Formen der Selbstevaluation (vgl. König 2000, 2009), die mit einem vertretbaren Aufwand in der Praxis selbst durchgeführt werden könnten und zwar

- unter Bedingungen von Ungewissheit, aber eben nicht völlig naiv
- unter Abweichung von wissenschaftlich-empirischen Gütekriterien, aber reflektiert
- unter Bedingungen von Praxisverträglichkeit (minimal-invasiv)

Zu beachten ist aber auch: Wirkungen der Kinder- und Jugendarbeit werden von der Politik vorzugsweise dann angefragt, wenn Legitimationen benötigt werden oder die Umverteilung finanzieller Mittel ansteht – was oftmals miteinander verwandt ist. Und diese Problematik dürfte angesichts der aktuellen finanziellen Situation (Stichwort: Fiskalpakt) nicht gerade geringer werden. Auf genau diese Anfragen haben sowohl die Veranstalter der „wertstatt 2012“ reagiert wie auch die bOJA mit dem Angebot entsprechender Workshops („Qualität sichtbar machen“), die ihrerseits geradezu tollkühne Wirkungsversprechen abgeben: „Vielleicht stehen auch finanzielle Kürzungen an und Du willst argumentieren, warum gerade deine Einrichtung oder

dein Projekt Förderung verdient hat? Dann nimm teil am boJA-Workshop „Qualität sichtbar machen!“<sup>2</sup>

Ob Evaluationen hier die gewünschte Abhilfe schaffen, darf bezweifelt werden. Allein die hierbei sich aufdrängende (hypothetische) Frage, ob anstehende Kürzungen etwa zurückgenommen würden, wenn die Ergebnisse entsprechend positiv ausfielen, mutet reichlich naiv an. Evaluation lässt sich nämlich nicht auf pure Forschung reduzieren, denn sie wird als Beratungsinstrument für die Politik eingesetzt, die über die Gewährung und Legitimation von Ressourcen entscheidet, sie ist ein „Balanceakt zwischen Wissenschaft und Politik“ (Bewyl 1988, zit. n. Heiner 2001, S. 482). Und selbst für den (einstweilen nicht absehbaren) Fall halbwegs zuverlässiger Wirkungsfaktoren der Kinder- und Jugendarbeit ist darauf hinzuweisen, dass die sogenannte **Wissensverwendungsforschung** den Unterschied von (wie auch immer fragilem) Wissen und dessen höchst selektiver Interpretation unmissverständlich herausgestellt hat. Die Kinder- und Jugendarbeit steht damit vor einer paradoxen Anforderung: Evaluationsanfragen können nicht einfach ignoriert oder abgewehrt werden; den Anforderungen muss Rechnung getragen werden. Aber gerade hier stehen die wirklich spannenden Fragen zur Beantwortung an; denn letztlich stellen

[p]olitische Erwartungen und damit verbundene Finanzierungsbereitschaften [...] den Rahmen dar, der das Forschungsfeld Jugendarbeitsforschung mit konturiert. [...] Über die Zukunft der Jugendarbeit wird folglich wesentlich in **politischen und fachpolitischen Konflikten** entschieden, in denen wissenschaftlichen Daten eine durchaus begrenzte Bedeutung zukommt. (Scherr 2010, S. 208 bzw. S. 214)

---

2 Quelle: www.boja.at (abgerufen am 04.05.2012).

Ein frappierendes Beispiel ist in Deutschland derzeit am Beispiel der Erziehungshilfen abzulesen, die aus Kostengründen eingespart werden sollen, indem man deren Rechtsansprüche aufweicht: „Die Ergebnisse der Wirkungsforschung spielen dabei nicht nur keine Rolle, sondern werden ggf. in ihr genaues Gegenteil verkehrt, wenn sie nicht in die politische Agenda passen.“ (Otto/ Ziegler 2012, S. 19) Hier wird der politische Zynismus deutlich, der im Ziel eine Kürzungspolitik betreibt und dabei auf jegliches „Effizienzgequatsche“ völlig verzichten kann.

Alle bisherigen Ausführungen mögen fachlich und theoretisch plausibel sein. Aber sie leiden noch an einem empfindlichen Mangel: sie sind noch nicht im politischen Raum, bei den maßgeblichen Entscheidungsträgerinnen und -trägern angekommen. Dort, wo gespart werden soll, – und es wird gespart werden, alle Anzeichen des europäischen Fiskalpaktes, die auch Österreich zweifellos ereilen werden, sprechen dafür – da wird dies getan. Und zwar völlig ohne Rücksicht auf irgendwelche empirischen Daten oder gar Wirkungsergebnisse. Etwas zynisch gesprochen: Fachkräfte können evaluieren solange und so viel sie wollen; die Politik macht mit deren Daten, im Zweifelsfall, was sie will (vgl. Bogner 2007).

Solange die Akteurinnen und Akteure der Kinder- und Jugendarbeit in Deutschland und in Österreich selbstgenügsame, gleichsam sozialpädagogisch-autistische Debatten ohne den Blick auf die Politik führen, werden ihnen substantielle Fortschritte kaum gelingen. Dabei ist es zu akzeptieren, dass die Politik zum einen Grundlagen und Daten für die Vorbereitung ihrer Entscheidungen benötigt. Aber es ist ebenso hinzunehmen, dass die Politik sich für die fachlichen Fragen der Jugendarbeit nur begrenzt interessiert. Oder überhaupt nicht. Die Politik bewertet die Evaluationsdaten der Jugendarbeit nicht fachlich, sondern politisch, nach ganz eigenen (Irr-)Rationalitäten. Politik fragt nicht: „Sind diese Ergebnisse sinnvoll für eine sozialpädagogisch qualifizierte Kinder- und Jugendarbeit und die er-

reichen Kinder und Jugendlichen?“, sondern sie fragt: „Nützen mir diese Ergebnisse im politischen Überlebenskampf? Kann man damit Wahlkampf machen? Kann man damit Mehrheiten gewinnen?“ Für die Politik sind die wissenschaftlichen Daten, die ihnen die Kinder- und Jugendarbeit liefert, Meinungen; und zwar Meinungen unter anderen Meinungen. Hier hätten sich reflexive Evaluierung und reflexive (Re-)Politisierung in der Kinder- und Jugendarbeit zu verbinden; und erst in der Zusammenschau beider Dimensionen wird eine realistische Weiterentwicklung dieses sozialpädagogischen Arbeitsfeldes plausibel (vgl. Lindner 2012a).

## Literatur

- Bellmann, J./Müller, Th. (Hrsg.) (2011): Wissen, was wirkt. Kritik evidenzbasierter Pädagogik. Wiesbaden.
- Bellmann, J./Müller, Th. (2011): Evidenzbasierte Pädagogik – ein Déjà-vu? Einleitende Bemerkungen zur Kritik eines Paradigmas. In: Bellmann/Müller 2011, S. 9–32.
- Biesta, G. (2011): Warum „What works“ nicht funktioniert: Evidenzbasierte pädagogische Praxis und das Demokratiedefizit der Bildung. In: Bellmann/Müller 2011, S. 95–122.
- Bogner, A. (2007): Was heißt „Politisierung von Expertise“? In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft, 36. Jg., H.3, S. 319–335.
- Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend Österreich (2012): Entwicklung einer Jugendstrategie. Ein Netzwerk entsteht. Wien.
- Grunert, C. (2012): Bildung und Kompetenz. Theoretische und empirische Perspektiven auf außerschulische Handlungsfelder. Wiesbaden.

- Heiner, M. (2001): Evaluation. In: Otto, H.-U./Thiersch, H. (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit / Sozialpädagogik. 2. üb. Auflage. Neuwied, S. 481–495.
- Kammerer, B. (2011) (Hrsg.): Zahlen, Daten, Fakten – Wissen und Wirkungen (in) der Kinder- und Jugendarbeit. Nürnberg.
- König, J. (2000): Einführung in die Selbstevaluation: ein Leitfaden zur Bewertung der Praxis sozialer Arbeit. Freiburg i. Br.
- König, J. (2009): Qualitätskriterien zur Selbstevaluation in der Kinder- und Jugendarbeit. In: Lindner 2009, S. 295–307.
- Kühnlein, T./Forster, J. (2007): Welche Evidenz braucht der Arzt? In: Kunz, R. u.a. (Hrsg.): Lehrbuch evidenzbasierte Medizin in Klinik und Praxis. 2. Aufl. Köln, S. 39–49.
- Liebig, R. (2011): Effekte der Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Konzeptionelle Überlegungen und erste Befunde. In: Kammerer 2011, S. 39–64.
- Lindner, W. (2009) (Hrsg.): Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Aktuelle und ausgewählte Evaluationsergebnisse der Kinder- und Jugendarbeit. 2. Aufl. Wiesbaden.
- Lindner, W. (2012a): Political (Re-)Turn? Impulse zu einem neuen Verhältnis von Jugendarbeit und Jugendpolitik. Wiesbaden 2012.
- Lindner (2012 b): Schubumkehr. Jugendpolitik und Jugendarbeit mit neuer Energie. In: „Offene Jugendarbeit“ - Zeitschrift für Jugendhäuser, Jugendzentren und Spielmobile, Heft 3/ 2012, S. 4–15.
- Otto, H.-U./Ziegler, H. (2012): Impulse in eine falsche Richtung – Ein Essay zu neuen „Neuen Steuerung“ der Kinder- und Jugendhilfe. In: Forum Jugendhilfe, H.1, S. 17–25.
- Rauschenbach, Th. (2012): Zentrale Kompetenzen und Kriterien der Anerkennung nicht-formaler Bildung. In: BMFSFJ (Hrsg.): Dokumentation Fachforum: Anerkennung außerschulischer Bildung. Berlin, S. 16–25.

Scherr, A. (2010): Was misst und nützt empirische Jugendarbeitsforschung?  
In: Schmidt, H.: Empirie der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Wiesbaden, S. 203–216.

Ziegler, H. (2006): Evidenzbasierte Soziale Arbeit. Über managerielle PraktikerInnen in neo-bürokratischen Organisationen. In: Schweppe, C./Sting, S. (Hrsg.): Sozialpädagogik im Übergang. Neue Herausforderungen für Disziplin, Profession und Ausbildung. Weinheim u. München, S. 139–155.



# DER STEIRISCHE LANDESJUGENDBEIRAT AM BEGINN EINES WIRKUNGS- UND QUALITÄTSPROJEKTES<sup>1</sup>

## Ausgangslage

Pädagogische Arbeit – so auch verbandliche Kinder- und Jugendarbeit – steht immerfort vor der schwierigen Herausforderung, ihr Wirken transparent und nachvollziehbar darzustellen. Erschwerend kommt noch im Bereich der Jugendverbandsarbeit hinzu, dass diese ja überwiegend ehrenamtlich organisierte Form der Jugendarbeit kaum über Ressourcen zur intensiven Darstellung ihrer Arbeit verfügt.

Vor dieser Gegebenheit steht auch die Steiermark. Gerade in Hinblick auf den Einsatz der öffentlichen Fördergelder ist ein steigender Legitimationsdruck bei den Organisationen des Steirischen Landesjugendbeirates<sup>2</sup> spürbar.

---

1 Stand: März 2013.

2 Der Steirische Landesjugendbeirat ist Dachverband und Interessensvertretung von 22 steirischen verbandlichen Kinder- und Jugendorganisationen. Seit 2010 verfügt der Verein erstmals auch über eine hauptamtliche Mitarbeiterin und ein eigenes Büro. Siehe auch [www.landesjugendbeirat.at/ueber-uns](http://www.landesjugendbeirat.at/ueber-uns).

Diese Tatsachen führten im Landesjugendbeirat zu den ersten Überlegungen, wie zukünftig eine hohe Transparenz und Qualität der Arbeit sichergestellt werden könnte.

Andererseits waren schon diese ersten Projektgedanken von der Tatsache begleitet, dass die Jugendverbandsarbeit ja von Grundsätzen wie „Pluralität“, „Werteorientierung“, „Wahlfreiheit“ und „Selbstorganisation“ getragen wird und es somit eine besondere Herausforderung sein würde, sich einem gemeinsamen Projekt zu widmen.

Insofern war bereits während der Projektvorbereitungsphase klar, dass in diesem Prozess insbesondere darauf Wert zu legen sein wird, die Eigenständigkeit und die inhaltliche Gestaltungsfreiheit der Verbände zu wahren und dennoch gemeinsam ein definiertes Projektziel verfolgen zu können.

## Beschreibung des geplanten Projektes

Vor dem Hintergrund der vorhin genannten Überlegungen wurde schließlich im November 2011 die Entwicklung von qualitätssichernden Maßnahmen vom Präsidium<sup>3</sup> als Arbeitsschwerpunkt für den Landesjugendbeirat festgelegt.

Nach einer Aufbereitungs- und Diskussionsphase wurde dann im Vorstand<sup>4</sup> die Implementierung eines Qualitätsprojektes einstimmig beschlossen.

Nach Entwicklung eines Konzeptes wurde folglich um Finanzierung beim Land Steiermark angesucht. Die Tatsache, dass diese auch ge-

---

3 Das Präsidium im Landesjugendbeirat besteht aus (mindestens vier) gewählten Vertreterinnen und Vertretern aus dem Kreis der Mitgliedsorganisationen.

4 In den Vorstand des Landesjugendbeirates kann jede Mitgliedsorganisation eine Person entsenden.

nehmigt wurde, zeigt, dass das Thema auch dem Fördergeber von großer Wichtigkeit ist. Somit konnte ein Projektfahrplan für die Dauer von zwei Jahren, konkret für 2013 bis 2014, entwickelt werden.

## Das Projektziel

*„Ohne Ziel ist kein Weg der Richtige ...“*

Mit dem Bewusstsein, dass eine konkrete Zieldefinition für den Erfolg des Projektes sehr entscheidend ist, gestaltete sich die Zielfindung als recht aufwendig. Von Beginn an umkreisten unterschiedliche Vorstellungen und Interessen eine vage Projektidee. Da waren beispielsweise einerseits die Interessen des Zuwendungsgebers – im konkreten Projekt das Land Steiermark –, welche naturgemäß vor allem die Legitimierung der Fördermittelvergabe beinhalteten. Dem Landesjugendbeirat war es andererseits ein besonderes Anliegen, den Organisationen mithilfe des Projektes vor allem zusätzliches Service und Unterstützung zu bieten.

Das Projektteam erarbeitete schließlich folgende Zielformulierung:

**Die Mitgliedsorganisationen des Landesjugendbeirates erarbeiten gemeinsam ein standardisiertes Berichtswesen mit qualitativen und quantitativen Kriterien zu Zielen, Strukturen und Aktivitäten der Organisationen.**

**Das Projekt unterstützt die Organisationen dabei, Prozesse in Gang zu setzen, welche die Qualität in Kernbereichen ihrer verbandlichen Jugendarbeit weiterentwickeln und sicherstellen.**

Somit besteht das Projekt nun gewissermaßen aus zwei Teilzielen.

Mit der Entwicklung eines standardisierten Berichtswesens ist in erster Linie die **Wirkungsebene** abgedeckt. Die Darstellung von Zielen, Strukturen und Tätigkeiten soll dem Fördergeber und der Öffentlichkeit einen besseren Einblick in die Arbeit der Kinder- und Jugendverbände ermöglichen und somit auch eine hohe Transparenz der eingesetzten Fördermittel erreichen. Ein regelmäßig durchgeführtes Berichtswesen nach festgelegten Kriterien wird natürlich auch eine gute Grundlage für die Planung zukünftiger Strategien darstellen.

Der zweite Teil des Zieles richtet sich vor allem auf eine **qualitative Ebene**. Der Landesjugendbeirat möchte die Organisationen bei der Initiierung von Qualitätsprozessen unterstützen. Damit soll eine kritische Auseinandersetzung mit den Strukturen, Zielen und Abläufen in den Kernbereichen der Arbeit erreicht werden, aus dem die Verbände insgesamt gestärkt hervorgehen.

## Zielgruppe

Das Projekt richtet sich in erster Linie an die jeweilige Landesorganisation der Mitgliedsorganisationen. Die innerverbandliche Auseinandersetzung in den einzelnen Ebenen – z.B. in den Orts- bzw. Bezirksstrukturen – ist aber eine wünschenswerte Konsequenz.

## Maßnahmen zur Zielerreichung

*Know-How über ähnliche Projekte – Organisation einer Studienreise*

Um den Prozess gut voranzutreiben zu können, ist es wichtig, von den Erfahrungen ähnlicher Modelle zu profitieren. Aus diesem Grund wurde für April 2013 eine Studienreise zum Jugendring

Nordrhein-Westfalen organisiert. Dieser Jugendring hat bereits vor vielen Jahren einen Wirksamkeitsdialog ins Leben gerufen. Es ist für die Weiterentwicklung des eigenen Projektes sicherlich ein Vorteil, dieses Projekt mitsamt seinen Stolpersteinen, Erfolgen und seiner Methodik genauer zu kennen.

#### *Auftaktveranstaltung „Qualität schafft Zukunft“*

Dieses Kick-Off-Meeting mit den Vertreterinnen und Vertretern der Mitgliedsorganisationen bot im Mai 2013 die Möglichkeit, Ziele und Rahmenbedingungen des Projektes vorzustellen sowie die Motivation zur aktiven Mitarbeit zu stärken. Die Veranstaltung ließ aber auch Raum für Fragen und Diskussionen.

#### *Erhebung des Ist-Standes*

Ausgangsbasis ist eine Erhebung des Ist-Standes. Dafür werden mit Vertreterinnen und Vertretern aller Mitgliedsorganisationen Interviews über Strukturen und Prozesse geführt. Die Ergebnisse dieser Befragungen dienen als Unterstützung bei der Entwicklung des standardisierten Berichtswesens und bei der Definition von „Kernthemen“ für die Initiierung von Prozessen zur Qualitätssicherung.

Ein weiterer Nutzen dieser Interviews besteht aber auch darin, dass diese möglicherweise bereits erste Reflexionsprozesse in Gang setzen und das Bewusstsein für die hohe Relevanz des Projektes fördern.

#### *Entwicklung eines standardisierten Berichtswesens*

Ein Berichtswesen, welches in der Fokusgruppe mit Vertreterinnen und Vertretern der Mitgliedsorganisationen entwickelt wird, soll es zukünftig ermöglichen, fundierte Aussagen über die Ziele und Tätigkeiten verbandlicher Kinder- und Jugendarbeit tätigen zu können.

### *Prozesse zur kontinuierlichen Qualitätssicherung*

In der Zielerstellung wurde bereits erwähnt, dass das Projekt auch als Unterstützung bei der Weiterentwicklung und Sicherstellung der Qualität der wichtigsten Aufgabenbereiche dienen soll. Als Ausgangsbasis zur Definition dieser Kernbereiche dienen die Interviews sowie die Workshop-Ergebnisse der Auftaktveranstaltung.

Methodisch wird diese „Unterstützung“ vor allem das „Voneinander-Lernen“ in den Vordergrund stellen. Denn es ist davon auszugehen, dass bereits innerhalb der vielen Jugendorganisationen gute „Best-practice-Modelle“ existieren, die anderen wiederum als Anregung für die Weiterentwicklung der eigenen Arbeit dienen können. Als Unterstützung zur Initiierung dieser Qualitätsprozesse werden aber auch zahlreiche Supportpakete (z.B. Workshops, Weiterbildungen, Leitfäden ...) entwickelt und angeboten. Diese werden dann nach einer Recherchephase auf den tatsächlichen Bedarf der Organisationen abgestimmt.

## **Methodik zur Projektsteuerung:**

### *Das Projekt wird von zwei Gremien gesteuert:*

Während die Steuergruppe für das Projektdesign und allgemeine Projektmanagement verantwortlich ist, obliegt der Fokusgruppe die inhaltliche Entwicklung der beiden Maßnahmen „Berichtswesen“ und „Prozesse zur Qualitätssicherung“.

### *Steuergruppe:*

Die Steuergruppe wurde bereits am Beginn des Projektes ins Leben gerufen. Dazu gab es vorab eine Ausschreibung an alle Mitgliedsor-

ganisationen<sup>5</sup> mit der Einladung zur Mitarbeit. Dieser Steuergruppe gehören nun insgesamt acht Personen an. Diese stammen in erster Linie aus dem Kreis der Mitgliedsorganisationen. Aber auch die Geschäftsführung als Projektkoordinatorin sowie eine Vertreterin des Landes Steiermark sind in diesem Gremium vertreten.

### *Fokusgruppe:*

Die Fokusgruppe wird die Inhalte des geplanten Berichtswesens und der Prozesse zur kontinuierlichen Qualitätssicherung entwickeln. Jede Mitgliedsorganisation des Jugendbeirats ist dazu eingeladen, eine Person aus dem Kreis ihrer Organisation in dieses Gremium zu entsenden, um ihre Interessen bestmöglich einzubringen und in weiterer Folge auch eine optimale Umsetzung der Maßnahmen in ihren Organisationen zu ermöglichen.

## **Qualitätssicherung des Projektes**

Neben diversen Maßnahmen zur Qualitätssicherung des Projektes ist insbesondere die externe fachliche Begleitung zu erwähnen. Sowohl die Moderation der zahlreichen Workshops in der Steuerungs- und Fokusgruppe als auch die Beratung des gesamten Projektablaufs wird mittels externer Beauftragung fachlich begleitet.

---

5 Die Mitgliedsorganisationen des Landesjugendbeirates (Stand März 2013): Alpenvereinsjugend, Austauschprogramme für interkulturelles Lernen (AFS), Europajugend, Evangelische Jugend, Gewerkschaftsjugend, Junge Grüne, Junge Volkspartei, Katholische Jugend, Katholische Jungschar, Kinderfreunde, Kinderland, Kolpingjugend, Kommunistische Jugend, Landjugend, Mittelschüler-Kartellverband, Naturfreundejugend, Naturschutzjugend, Ring Freiheitlicher Jugend, Sozialistische Jugend, Sportunion, PfadfinderInnen, Trachtenjugend.

## Ausblick

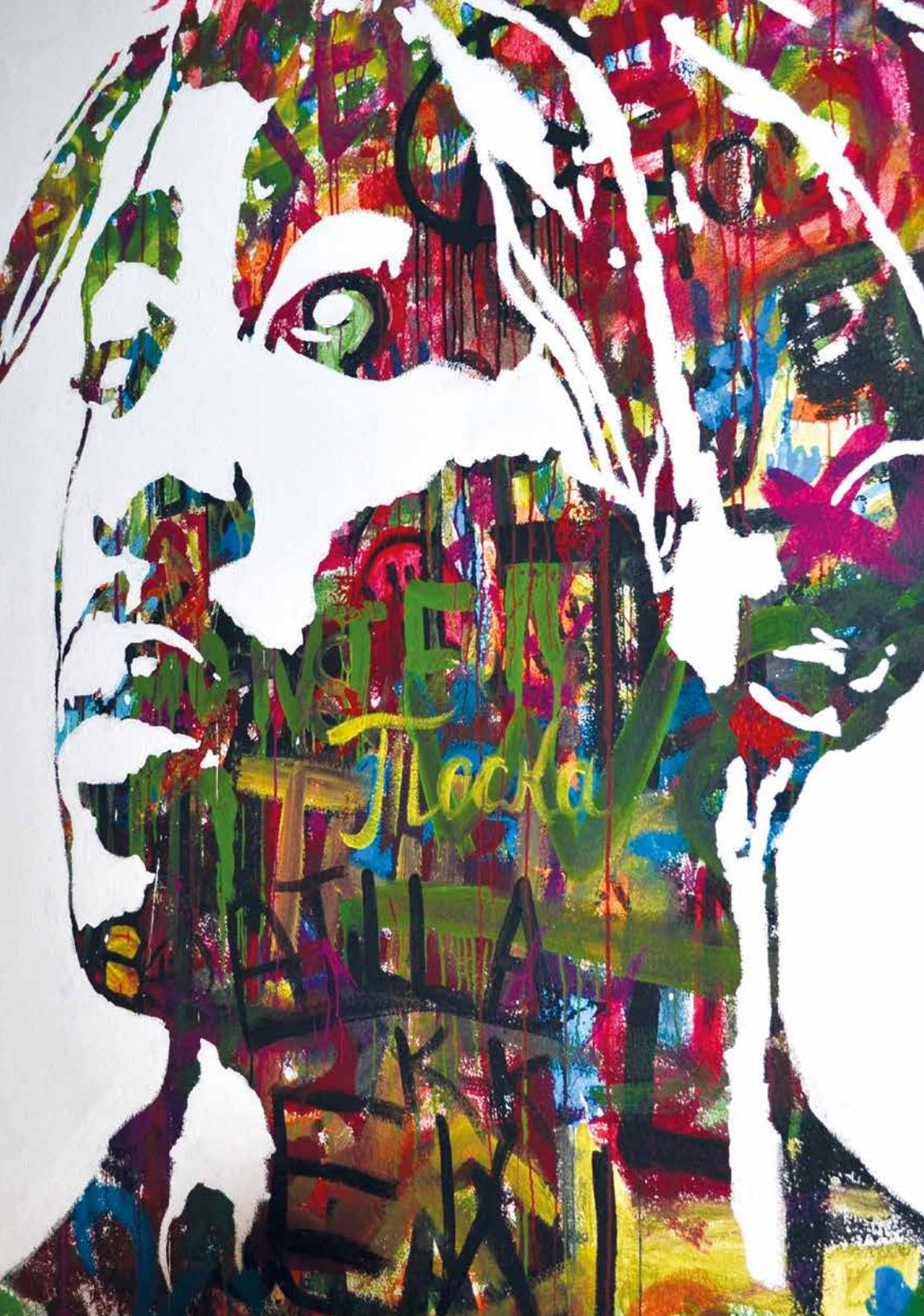
Der vorliegende Artikel ist auch als Anregung für die Initiierung weiterer Wirkungs- und Qualitätsprojekte in Österreich zu sehen.

Jugendverbandsarbeit verfolgt einen äußerst zielführenden Ansatz, junge Menschen in der Entwicklung ihrer fachlichen und sozialen Kompetenzen zu fördern, da die aktive Beteiligung und das Engagement die tragenden Eckpfeiler der Arbeit sind.

Sie verdient es somit, optimale Rahmenbedingungen von Seiten des Fördergebers und der Gesellschaft vorzufinden. Die vorhin beschriebenen Aktivitäten sollen wichtige Impulse setzen, damit diese zukünftig vehementer und nachhaltiger eingefordert werden können.

Zu erwähnen ist abschließend, dass zwar für den Beginn einer solchen Initiative ein (zeitlich begrenzter) Projektstatus sehr passend ist. Wünschenswert ist allerdings, dass in weiterer Folge Maßnahmen zur Unterstützung der Jugendverbandsarbeit im Landesjugendbeirat als fixes Standbein implementiert werden. Eine Weiterentwicklung der Qualität und umfangreiche und nachvollziehbare Darstellung der Aktivitäten kann und darf nie abgeschlossen sein – gemäß dem Motto „Stillstand bedeutet Rückschritt“ ...





# WIRKUNGSKONZEPT

## Qualität und Wirkung der Offenen Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren

Der Verein Wiener Jugendzentren (VJZ) hat sich 2011 und 2012 sehr intensiv mit Qualitäten und Wirkungen der Offenen Jugendarbeit in seinen Einrichtungen auseinandergesetzt. Ausgangspunkt war die Überarbeitung der in die Jahre gekommenen „Qualitätsmerkmale“ der Offenen Jugendarbeit in Jugendzentren, Jugendtreffs und der Mobilien Jugendarbeit. Das Ergebnis des umfassenden Qualitätsentwicklungsprozesses liegt nun in Form des „Wirkungskonzeptes“ vor.

## Wirkungsorientierung in der Offenen Jugendarbeit

Wirkungsorientierte Planung und Evaluierung nimmt in der aktuellen Fachdiskussion im Non-Profit-Bereich einen großen Stellenwert ein. Die Fragen „Warum tun wir, was wir tun?“ und „Was soll damit bewirkt werden?“ sind Kernfragen jeder Organisation, deren Wirkung nicht auf das Erzielen materiellen Profits ausgerichtet ist.

Methodisch bedient sich die Wirkungsorientierung sogenannter Wirkungsketten, die angestrebte Wirkungen schlüssig mit den Aktivitäten und Ressourcen einer Organisation verknüpfen.

Zur Entwicklung der wirkungsorientierten Planung und Evaluierung haben wir ein auf die Offene Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren zugeschnittenes Wirkungskonzept entworfen, anhand dessen sowohl mittelfristige strategische Planungen, als auch Einrichtungskonzeptionen, Jahresplanungen von Einrichtungen, Projekte bis hin zu einzelnen Aktivitäten geplant und evaluiert werden können.

Unser Erarbeitungsprozess und die aktuelle Diskussion zur Wirkungsorientierung in der Sozialen Arbeit im Allgemeinen und in der Offenen Jugendarbeit im Speziellen wurde im Rahmen einer Masterthese – parallel zu unserem Prozess – umfassend beleuchtet (vgl. Krenn 2012).

## **Jugendarbeit will Jugend ermöglichen**

Bevor ich im Folgenden auf das von uns für die Offene Jugendarbeit im VJZ entwickelte Wirkungskettenmodell im Detail eingehe, möchte ich, ebenso wie wir das im Wirkungskonzept an sich dargestellt haben, zunächst die Grundlage, die Basis und den Rahmen darstellen, der notwendig ist, damit Jugendarbeit Wirksamkeit entfalten kann und auf dem alle weiteren Überlegungen und unser Modell der Wirkungsorientierung in der Offenen Jugendarbeit aufbauen.

Jugend ermöglichen heißt, Beziehungen und Räume anzubieten, in denen soziales Experimentieren und Gruppenkultur ausgelebt werden können und Kommunikation und gemeinsames Erlebnis ermöglicht werden. Es bedeutet aber auch, Jugendlichen einfach Gelegenheiten zu bieten, ihre freie Zeit zu verbringen, Spaß und Lebensfreude zu haben, Freundinnen und Freunde zu treffen und neue kennenzulernen. Kernaufgaben von Offener Jugendarbeit sind es, Entfaltungsmöglichkeiten, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und die Schaffung von Anerkennungskulturen zu ermöglichen. Als sozi-

alpädagogisches Arbeitsfeld mit sozialräumlich orientierten Angeboten bietet Jugendarbeit Erfahrungs-, Handlungs- und Begegnungsräume für Jugendliche, wo in einer diversitären Gleichaltrigenkultur soziale Rollen erprobt, Konflikte ausgetragen und Gemeinsamkeiten gestaltet werden können.

Offene Jugendarbeit ermöglicht Jugend in diesem Sinn, indem sie Raum, Zeit und Beziehungen zur Verfügung stellt und dabei insbesondere die emotionale Komponente, die Lust und den Spaß an der Sache, an der Begegnung und Auseinandersetzung ins Zentrum rückt. Das ermöglicht Erfahrungen gesellschaftlicher Teilhabe, fördert Aneignungsprozesse und erweitert Handlungsspielräume.

## **Offene Jugendarbeit wirkt**

Vor dem Hintergrund dieser Grundlagen Offener Jugendarbeit und ausgehend vom Leitbild des Vereins Wiener Jugendzentren wurden zuerst erwünschte langfristige Wirkungen der Arbeit entwickelt und drei Ebenen zugeordnet:

Individuelle Wirkungen, sozialräumliche Wirkungen, gesellschaftliche Wirkungen.

Die Kernaussagen dazu lauten:

- Offene Jugendarbeit fördert die Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung Jugendlicher.
- Offene Jugendarbeit bewirkt, dass Jugendliche mit ihren altersspezifischen Ansprüchen Platz finden und fördert ein verständnis- und respektvolles Miteinander.

- Offene Jugendarbeit trägt zu sozialem Frieden, gesellschaftlicher Stabilität und Chancengleichheit bei und leistet einen Beitrag zu gelebter Demokratie und gesellschaftlicher Teilhabe Jugendlicher.

Je Wirkungsebene wurden fünf bis sieben differenziert dargestellte Wirkungen formuliert, die die Bedeutung der jeweiligen Kernaussagen im Detail beschreiben.

## Das Wirkungskettenmodell

Die Wirkungen stellen damit in der Planung die oberste Ebene der Wirkungskette dar und sind der inhaltliche Ausgangspunkt für konkrete Ergebnisse und quantifizierbare Outputs der Aktivitäten im Rahmen der Offenen Jugendarbeit.

Die angewandten Methoden und Kompetenzen vervollständigen die Wirkungskette. Sie sind die inhaltliche Ressource, mit welcher gearbeitet wird. Die strukturellen Ressourcen (Personal, Raum, Material) werden in der konkreten Planung zusätzlich festgelegt.

Grafisch ist die Wirkungskette in Abbildung 1 dargestellt.

Die Offene Jugendarbeit bietet eine umfassende Bandbreite an Aktivitäten, die sich verschiedenen Handlungsfeldern zuordnen lassen. Im Wirkungskonzept des VJZ werden zwölf Handlungsfelder beschrieben, exemplarische Aktivitäten dazu dargestellt und die jeweils für das Handlungsfeld relevanten spezifischen Wirkungen formuliert.



Abb. 1: Die Wirkungskette.

## Planung und Evaluierung

Wirkungsorientierte Planung würde keinen Sinn machen, wenn man am Ende nicht auch feststellen würde, ob angestrebte Wirkungen auch erzielt wurden. In der Sozialen Arbeit und damit auch in der Offenen Jugendarbeit besteht die Herausforderung darin, dass Wirkungen schwer oder gar nicht quantitativ messbar sind, qualitative Untersuchungen sehr aufwändig sind und es auf allen drei Wirkungsebenen (Individuum, Sozialraum, Gesellschaft) eine Vielzahl an zusätzlichen Einflüssen gibt.

Der inhaltliche Kontext innerhalb einer Wirkungskette ermöglicht es aber, die Evaluierung der Arbeit in Form von Quantifizierung und qualitativer Beschreibung auf der Ebene der „Ergebnisse“ durchzuführen.

Die Verbindung von den Ergebnissen mit den angestrebten Wirkungen besteht im wissenschaftlich abgesicherten Theoriegebilde der Offenen Jugendarbeit. Auf der Basis der Jugendforschung und sozialwissenschaftlicher Disziplinen lassen sich Ergebnisse den Wirkungen nachvollziehbar zuordnen.

Es ist also durchaus zweckmäßig, für die Wirkungsfeststellung aussagekräftige regelmäßige Evaluierungen des quantitativen Outputs und der qualitativen Ergebnisse durchzuführen.

Mit ausreichenden Ressourcen könnten noch zusätzlich beispielsweise in mehrjährigen Abständen durchgeführte qualitative Zielgruppenbefragungen oder SROI (*Social Return on Investment*)-Analysen die Wirkungsfeststellung auf individueller, sozialräumlicher und gesellschaftlicher Ebene ergänzen.

Eine Zielgruppenbefragung wurde im Rahmen der Erarbeitung des Wirkungskonzeptes durchgeführt. Die dazu verfasste Masterthese zur „Bedeutung der Offenen Jugendarbeit am Weg zum Erwachsenwerden aus der Perspektive der Jugendlichen und ehemaligen Besucher und Besucherinnen“ wurde im September fertiggestellt. (Kurz zusammenfassung der Ergebnisse vgl. see you, Zeitschrift der Wiener Jugendzentren, Ausgabe 5/12)

Sowohl umfangreichere Zielgruppenbefragungen wie auch Befragungen anderer relevanter Stakeholder sind zukünftig als Evaluierungsmethoden angedacht, die in mehrjährigen Abständen durchgeführt werden. Daneben werden auch weiterhin entsprechende Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse strukturiert in die Planungs- und Evaluierungszyklen einfließen. Durch diese aktivierenden Me-

thoden (Cliquenraster, Nadelmethode, Autofotografie o.ä.) werden die Zielgruppen aktiv nicht nur in die Planung sondern auch in die Evaluierung miteinbezogen.

## **Der Erarbeitungsprozess und dessen Wirkungen**

Die Erstellung dieses Konzeptes nahm ca. ein Jahr in Anspruch und gab allen pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Offenen Jugendarbeit des Vereins Wiener Jugendzentren die Möglichkeit aktiv daran mitzuarbeiten.

Eine Projektsteuergruppe entwickelte den grundsätzlichen Zugang über die Wirkungsorientierung, den strukturellen Aufbau sowie Erstentwürfe zu Wirkungen und Prinzipien. Diese wurden im Rahmen eines Workshops allen Einrichtungsleiterinnen und -leitern vorgestellt, und die Basis für den weiteren Erarbeitungsprozess wurde entwickelt. Im Anschluss wurden in 15 „Kompetenzgruppen“, die sich aus allen interessierten pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Vereins Wiener Jugendzentren sowie der Einrichtung Backbone des Vereins „Alte Fleischerei“ zusammensetzten, die Aktivitäten mit ihren Ergebnissen beschrieben und diese den einzelnen Wirkungen zugeordnet.

Im Zuge des Prozesses gab es zu Beginn und am Ende zwei große Veranstaltungen für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die MA 13, als zuständige Magistratsabteilung der Stadt Wien, wurde über alle Schritte im Verlauf des Projektes informiert. Im Rahmen von zwei Abstimmungstreffen wurden der grundsätzliche Zugang und das Grundgerüst vorgestellt und schließlich der Erstentwurf diskutiert. Die Formulierung der Letztversion übernahm schließlich wieder die Steuergruppe.

Der sehr breit angelegte Erarbeitungsprozess entfaltete natürlich auch seine Wirkung auf der Organisationsebene. Die Gelegenheit zu einer intensiven inhaltlichen Auseinandersetzung zur Offenen Jugendarbeit im VJZ wurde gut genutzt. Zugänge, Haltungen, Prinzipien und inhaltliche Ausprägungen wurden zum Teil auch kontrovers diskutiert. Damit gelang es aber ein gemeinsames Bild darüber zu entwickeln, was Jugendarbeit bewirkt. Nicht zuletzt war dadurch auch eine Aufwertung der Profession „Jugendarbeiter/-in“ spür- und erlebbar und es wurde deutlich, mit welchen komplexen Anforderungen Jugendarbeiterinnen und -arbeiter konfrontiert sind, wie viel an inhaltlichen, methodischen und persönlichen Inputs geleistet wird und warum das demzufolge ein Arbeitsfeld für Profis ist.

## **Nächste Schritte in der Qualitätsentwicklung**

Nach der Fertigstellung des Wirkungskonzeptes, das nun für alle Einrichtungen der Offenen Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren die Basisgrundlage für die Überarbeitung der Einrichtungskonzepte darstellt, folgen nun in weiterer Konsequenz die nächsten Schritte in der Qualitätsentwicklung und Weiterentwicklung der Planungs- und Evaluierungsbausteine.

Im laufenden Projekt „Planung – Evaluierung – Berichtslegung“ werden nun, neben den Weiterentwicklungen der Einrichtungskonzepte, weitere Schritte in der Logik der wirkungsorientierten Planung und Evaluierung und in der Berichtslegung erarbeitet und festgelegt.

## Literatur

Wirkungskonzept. Qualität und Wirkung der offenen Jugendarbeit im Verein Wiener Jugendzentren. Wien, 2012. <http://typo.jugendzentren.at/vjz/index.php?id=88>.

see you, Zeitschrift der Wiener Jugendzentren. (Beiträge zum Thema in den Ausgaben: 2/11 – 5/12).

Krenn Benedikt, Qualität und Wirkungen in der Offenen Jugendarbeit. Die Neuentwicklung wirkungsbasierter Qualitätsmerkmale im Verein Wiener Jugendzentren. Masterthese an der Fachhochschule FH Campus Wien, 2012.

Lux Petra, Bedeutung der Offenen Jugendarbeit am Weg zum Erwachsenwerden aus der Perspektive der Jugendlichen und ehemaligen Besucher und Besucherinnen. Masterthese ARGE Bildungsmanagement, Masterstudiengang Leadership und Soziales Management. Wien 2012.



## ZUR PRÄVENTIVEN WIRKUNG VON JUGENDARBEIT

Angebote der Offenen Jugendarbeit werden häufig in präventiver Absicht eingerichtet. Jugendliche treffen sich in Parks oder auf öffentlichen Plätzen, konsumieren gemeinsam Alkohol, machen Lärm oder fallen durch Rängeleien und Sachbeschädigungen auf. Diese Vorkommnisse dienen als Anlass, „Jugendliche von der Straße zu holen“ und ihnen „sinnvolle Beschäftigungen“ anzubieten. Die politische Durchsetzung und Finanzierung von Jugendarbeit verfolgt damit gewalt-, kriminal- und suchtpreventive Ziele, wobei sich die Frage stellt, ob Jugendarbeit in der Folge die an sie gerichteten präventiven Erwartungen erfüllen kann.

Dass das Verhältnis von Jugendarbeit und Prävention kompliziert ist, wird seit einigen Jahren unter Fachleuten der Jugendarbeit diskutiert. Lindner und Freund haben die um sich greifende Präventionsorientierung in der Jugendarbeit kritisiert, da sie eine Defizitperspektive auf Jugendliche befördere und zu einer negativen Ausrichtung auf Gefährdungen und Risiken führe, statt die Bedürfnisse, Ressourcen und Entwicklungspotenziale von Jugendlichen in den Blick zu nehmen (vgl. Lindner/Freund 2001). Sturzenhecker hat in ähnlicher Weise betont, dass Jugendarbeit keine Präventionsaufgabe habe, sondern die Selbstbildung und die selbsttätige Aneignung der Welt durch junge Menschen unterstütze. „Statt wie Prävention [...] riskante Handlungsweisen von Menschen zu bestimmen und diese

erzieherisch zu verhüten, muss Jugendarbeit sich ohne Defizitunterstellung auf die Themen einlassen, die die Kinder und Jugendlichen selbst vorbringen“ (Sturzenhecker 2012, 166).

Eine im Auftrag des Bundesministeriums für Wirtschaft, Familie und Jugend durchgeführte Studie zur „präventiven Rolle der Offenen Jugendarbeit“ kommt zu dem Ergebnis, dass es zwar Differenzen zwischen dem Auftrag der Offenen Jugendarbeit und dem Auftrag von Prävention gibt, dass die Offene Jugendarbeit aber zahlreiche sucht- und gewaltpräventive Potenziale enthält. Aufgrund der Tatsache, dass Jugendarbeit ihre präventiven Wirkungen eher beiläufig und implizit entfaltet als im Rahmen explizit ausgewiesener Präventionsarbeit, ist allerdings eine Wirksamkeitsmessung von Prävention in der Offenen Jugendarbeit nicht durchführbar (vgl. Horvath u.a. 2009).

Vor diesem Hintergrund ist es zur Abschätzung der präventiven Wirkung von Jugendarbeit nur möglich, Überschneidungsbereiche und potenzielle Zugänge zur Prävention in der Jugendarbeit herauszuarbeiten. Dies soll im Folgenden exemplarisch für das Feld der Suchtprävention geschehen, um abschließend das Verhältnis von Jugendarbeit und Prävention näher zu bestimmen.

## **Suchtpräventive Zugänge in der Jugendarbeit**

Da präventive Aspekte in der Jugendarbeit eher implizit zur Geltung kommen, ist eine formell geplante Auseinandersetzung mit suchtrelevanten Themen in der Jugendarbeit wenig erfolgversprechend. Informationsveranstaltungen zu Alkohol, Drogen und Sucht sind nach wie vor eine verbreitete Präventionsstrategie, obwohl schon seit langem bekannt ist, dass sie keine oder nur geringe präventive Effekte erzeugen und bestenfalls als Ergänzung zu anderen Präventionsmaßnahmen sinnvoll sind (vgl. Bühler/Krüger 2006, S. 61). Die Angebo-

te der Offenen Jugendarbeit zeichnen sich durch Freiwilligkeit und Unverbindlichkeit aus; präventive Informationsveranstaltungen sind in diesem Rahmen nicht nur wenig wirkungsvoll, sondern auch wenig beliebt.

Horvath u.a. machen in ihrer Studie zur präventiven Rolle der Offenen Jugendarbeit deutlich, dass diese vor allem in ihrer *verhältnispräventiven Wirkung* besteht. Jugendarbeit stellt ein allgemein förderliches Angebot bereit, das in breiter, unspezifischer Weise zur Förderung des Wohlbefindens beiträgt, das im günstigen Fall die Inklusion suchtgefährdeter Jugendlicher befördert und als „Seismograph“ für die Bedürfnisse Jugendlicher in der Gemeinde oder im Stadtteil dienen kann (Horvath u.a. 2009, S. 20). Jugendarbeit trägt so zur Etablierung gesundheitsförderlicher Strukturen im jeweiligen Sozialraum bei, was als wichtige Voraussetzung von Suchtprävention gilt.

Unter den verhaltens- und personenbezogenen Zugängen der Suchtprävention sind Strategien zur *Lebenskompetenzförderung* in Österreich am meisten verbreitet. Es handelt sich hierbei um Programme, die auf die Stärkung von Selbstwert und Selbstwirksamkeit, auf die Förderung sozialer und kommunikativer Kompetenzen sowie auf Widerstandsfähigkeit und Bewältigungsfertigkeiten zielen. Derartige Programme werden überwiegend im schulischen Rahmen eingesetzt, in der Jugendarbeit sind sie bisher kaum anzutreffen. Evaluationen zur suchtpreventiven Wirkung von Lebenskompetenzprogrammen stellen deren Effekte stark in Frage (vgl. z.B. Quensel 2004, S. 24ff.). Gegen zeitlich begrenzte Präventionsaktivitäten wird zu Recht angeführt, dass Präventionskomponenten wie das Selbstwertgefühl relativ zeitstabile Persönlichkeitsmerkmale darstellen, deren Stärkung eine langdauernde pädagogische Einflussnahme und eine vertrauensvolle Beziehung erfordern (vgl. Petermann/Roth 2006, S. 96). Diese Voraussetzungen sind in der Jugendarbeit gegeben. Lebenskompetenzförderung kann in der Jugendarbeit dann sinnvoll sein, wenn

sie als Impuls für längerfristige Erziehungs- und Bildungsprozesse betrachtet wird. Sie deckt sich dann weitgehend mit den generellen Zielen einer entwicklungsförderlichen Erziehungs- und Bildungsarbeit.

Eine Reihe von suchtpreventiven Angeboten in der Jugendarbeit folgen dem *Alternativenansatz*. Es geht dabei darum, durch sinnvolle Freizeitaktivitäten und Erfahrungsmöglichkeiten Alternativen zum Substanzkonsum bereitzustellen. Aufgrund seiner Erlebnis- und Aktivitätsorientierung bietet dieser Zugang vielfältige Einsatzmöglichkeiten in der Arbeit mit Jugendlichen. Er zielt zum einen auf handlungsorientierte Kompetenzen und Selbstwertstärkung, zum anderen geht es um Grenzerprobungen, um das Ermöglichen neuartiger Selbst- und Welterfahrungen und um die Vermittlung von Gruppenerlebnissen, was spezifische Funktionalitäten des Substanzkonsums aufgreift (Sting/Blum 2003, S. 73ff.). Der Alternativenansatz zielt im Hinblick auf den Substanzkonsum nicht auf Abstinenz; stattdessen geht es darum den „verantwortungsvollen Gebrauch“ mit „Alternativen minderen Risikos, aber vergleichbarer Entwicklungsfunktion“ zu verbinden (Silbereisen/Kastner 1987, S. 905, 916). In der österreichischen Jugendarbeit finden sich dazu verschiedene Angebote im kultur-, medien- und sportpädagogischen Bereich. In der Jugendarbeit gibt es z.B. kunst- und erlebnispädagogische Projekte und Outdoor-Aktivitäten wie Kanufahren oder Klettern. Die Stärke des Alternativenansatzes ist seine hohe motivationale Komponente. Evaluationen zeigen bei einer universell-präventiven Verwendung ein diffuses Bild. Das Konzept scheint u.a. dann Chancen zu bieten, wenn die Adressatinnen und Adressaten in die Planung und Durchführung der Maßnahmen einbezogen werden und wenn der Erwerb von Kompetenzen Teil der Maßnahme ist (Bühler/Kröger 2006, S. 62).

Neben den bisher skizzierten Konzepten der universellen Prävention etablieren sich seit einigen Jahren immer mehr sekundärpräventive

bzw. selektive Zugänge, die sich an riskant konsumierende Jugendliche und junge Erwachsene richten. Es handelt sich dabei um Konzepte zur *Früherkennung und Frühintervention* sowie um Konzepte zur *Schadensminimierung*. Einerseits zielen sie auf die Intervention bei beginnenden Suchtentwicklungen, andererseits auf die Vermeidung von konsumbezogenen Unfällen und Gesundheitsgefährdungen.

Präventive Ansätze zur *Schadensminimierung* entstanden zunächst im Umfeld der Partyszene, um bei drogennahen Szenen und intensiv konsumierenden Personengruppen Drogenunfälle zu reduzieren. Auf Basis einer konsumakzeptierenden Perspektive geht es dabei um die Vermittlung von Konsumregeln und -riten, um konsumbezogenes Erfahrungswissen und um die Reflexion eigener Konsumerfahrungen (vgl. Sting 2011, S. 318). Mittlerweile etabliert sich dieser Zugang auch in einer breiter ausgerichteten Alkoholprävention, z.B. in Initiativen zur Verbreitung einer risikobewussten Fest- und Feierkultur. Hierbei werden an Jugendliche und junge Erwachsene gerichtete Aktivitäten mit Fortbildungen, Checklisten oder Maßnahmenkatalogen für Veranstalter kombiniert, um das Risikobewusstsein für alkoholbedingte Problematiken zu schärfen. In Wien z.B. wurde im Rahmen des Projekts „Party Fit!“ ein „SaferPartyGuide“ erstellt, der an Jugendliche und junge Erwachsene gerichtete Tipps und Regeln für das Feiern enthält, während im Projekt „PrEVENT“ Fortbildungen für Multiplikatorinnen und Multiplikatoren und Veranstaltern von Großveranstaltungen angeboten werden. Ein ähnliches Beispiel dazu aus der Steiermark ist das Angebot „Fest im Griff“ von der Fachstelle für Suchtprävention „vivid“.

Ein relativ neues Feld der Suchtprävention sind Aktivitäten zur *Früherkennung und Frühintervention*. Wenn es Jugendarbeit gelingt, auch suchtgefährdete Jugendliche zu erreichen, dann ist sie immer wieder mit der Frage konfrontiert, wie Jugendliche mit offensichtlich problematischem Substanzkonsum angesprochen und unterstützt werden

können. Zu dem Zweck werden von den verschiedenen Fachstellen für Suchtprävention Kurzinterventionsverfahren nach dem Modell des *motivational interviewing* angeboten. Mit Hilfe der Interventionsprogramme „MOVE“ oder „MOVIN“ wird durch einzelne, strukturierte Beratungsgespräche versucht zur Reflexion des eigenen Handelns und zur Inanspruchnahme weiterführender Hilfsmaßnahmen anzuregen (vgl. Marzinzik/Fiedler 2005). Am meisten Erfahrungen mit dieser Form der Suchtprävention gibt es bisher in der Schweiz. Dort sind die Bereiche Jugendarbeit und Gemeinde der zweitgrößte Anbieter von Frühinterventionsmaßnahmen. Früherkennung und Frühintervention erfordern einen niederschweligen, jugendgemäßen Zugang zur Zielgruppe sowie eine vertrauensvolle Beziehung. Diese Voraussetzungen sind in der Offenen Jugendarbeit vorhanden. Zugleich verfügen Jugendarbeiterinnen und -arbeiter aus der Perspektive der Prävention allerdings nur über einen „limitierten Handlungsspielraum, da das Setting der Jugendarbeit auf Freiwilligkeit beruht und daher tendenziell von wenig Verbindlichkeit geprägt ist“ (Fachverband Sucht 2008, S. 46). Ein grundsätzliches Problem von Maßnahmen der Früherkennung und Frühintervention besteht in der Gefahr, dass Jugendliche auf der Basis bestimmter sozialer und psychischer Merkmale als suchtgefährdet stigmatisiert werden. Um dies zu vermeiden, ist zum einen ein sensibles Vorgehen zur Unterscheidung von normalem und problematischem bzw. riskantem Substanzkonsum notwendig. Riesenhuber entwickelt zu dem Zweck Grundlagen für eine sozialpädagogisch orientierte Suchtdiagnostik, die in der alltäglichen Begleitung von Jugendlichen durchgeführt werden kann (vgl. Riesenhuber 2013). Zum anderen sind partizipative, selbstreflexive Elemente wesentlich, mit deren Hilfe die Jugendlichen eine Selbsteinschätzung ihres Konsum- und Gesundheitsverhaltens vornehmen können. Dazu eignet sich z.B. das Schweizer Internet-Angebot „feelok“, das verschiedene österreichische Fachstellen für Suchtprävention übernommen und für die jeweiligen regionalen Gegebenheiten adaptiert haben ([www.feelok.at](http://www.feelok.at)).

## Von der Prävention zur Bildungsarbeit

Die bisherigen Ausführungen zeigen, dass es zahlreiche suchtpreventive Zugänge gibt, die in der Jugendarbeit eingesetzt werden können. Den verhaltens- und personenbezogenen Zugängen bleibt jedoch gemein, dass sie Jugendliche vor allem unter dem Blickwinkel möglicher Gefährdungen betrachten. Auch kompetenz- und persönlichkeitsfördernde Aktivitäten werden vor allem unter der Perspektive der Vermeidung und Verhinderung von Risiken durchgeführt. Tatsächlich experimentieren Jugendliche mit unterschiedlichen Substanzen, aber nur ein kleiner Teil der Jugendlichen entwickelt im biographischen Verlauf manifeste Suchtprobleme. In einer Gesellschaft, in der 97% der erwachsenen Bevölkerung mehr oder weniger regelmäßig Alkohol konsumieren, stellt der Umgang mit Rauschsubstanzen eine normale Entwicklungsaufgabe dar. In dieser Form wird er jenseits spezifischer Präventionsaktivitäten zum Bestandteil der alltäglichen Bildungsarbeit mit Jugendlichen.

Am Beispiel des jugendlichen Trinkverhaltens lässt sich zeigen, dass der Umgang mit Rauschsubstanzen aus zwei Perspektiven betrachtet werden kann (vgl. Sting 2012). Erstens geht es um die Aneignung der gesellschaftlichen Alkohol- und Trinkkultur, die über Versuch und Irrtum verläuft und bei der negative Selbsterfahrungen nicht gänzlich auszuschließen sind. Die Tübinger Studie zum jugendlichen Rauschtrinken zeigt, dass die Kontrolle des Alkoholkonsums ein wesentliches Moment der Organisation von jugendlichen Trinkereignissen darstellt. Sie zielen auf einen „kontrollierten Kontrollverlust“, bei dem die Grenzen des gesellschaftlich Akzeptierten gewahrt bleiben sollen (vgl. Institut für Erziehungswissenschaft 2009, S. 8, 86). Dazu gehört Spaß zu haben ohne aufzufallen. Der „Vollrausch“ bzw. das exzessive Trinken ist eher etwas für Anfängerinnen und Anfänger, bei denen die Aneignung der vorherrschenden Trinkkultur noch nicht abgeschlossen ist (vgl. Institut für Erziehungswissenschaft, 2009, S.

20f.). Darüber hinaus haben kollektive Trinkerlebnisse einen stark gemeinschaftsbildenden, sozialintegrativen Charakter. Sie bringen kollektive Ereignisse hervor, die eine identitätsstiftende Basis für gemeinsame Erfahrungen und Erzählungen bilden.

Zweitens ist der Bezug zum Risikoverhalten im Kontext jugendlicher Entwicklung von Bedeutung. Die Eigenschaft des Rauschs, temporäre Bewusstseinsveränderungen hervorzurufen, prädestiniert ihn für die Gestaltung von sozialen Übergängen und Statuspassagen. Während in unserer Gesellschaft allgemein verbindliche und gesellschaftlich vorgegebene Übergangsrituale weitgehend an Bedeutung verloren haben, müssen Heranwachsende ihre Entwicklungsaufgaben im Rahmen einer selbsttätigen Initiations- und Übergangsarbeit bewältigen. Die Übergangsarbeit erfolgt angesichts einer Vielfalt von Lebensoptionen zunehmend im „Selbsexperiment“. Das Eingehen von Risiken, wie sie Rauscherfahrungen im Hinblick auf ihre körperlichen, psychischen und sozialen Folgewirkungen enthalten, ist eine wesentliche Begleiterscheinung. Die Jugendlichen versuchen dabei selbst, das Risiko, das mit Alkoholrausch-Erfahrungen verbunden ist, zu minimieren. Sie betreiben eine „informelle Prävention“ (Sting/Blum 2003, S. 145), bei der mittels Strategien wechselseitigen Aufpassens Gefährdungen wie Überdosierungen, gewalttätige Ausschreitungen oder auch sexuelle Übergriffe reduziert werden sollen (vgl. Institut für Erziehungswissenschaft 2009, S. 59).

Die Selbstbildungsprozesse Jugendlicher zur Aneignung der gesellschaftlichen Alkoholkultur, zur gruppenbezogenen Vergemeinschaftung und zur Gestaltung von Statuspassagen und Übergängen sind in hohem Maße produktiv. Dennoch treten in Verbindung mit dem Alkoholkonsum bzw. mit dem Substanzkonsum insgesamt Probleme auf. Die von Jugendlichen selbst etablierten Maßnahmen der informellen Prävention können konsumbezogene Unfälle und Folgeprobleme wie Überdosierungen nicht gänzlich ausschließen, und oft gibt es in kritischen Situationen wenig Klarheit, was zu tun ist. Darüber

hinaus wird in unterschiedlichen Studien bei einer kleinen Gruppe von Jugendlichen eine abweichende „problematische“ Konsumpraxis konstatiert, bei der der Substanzkonsum zur Problembewältigung eingesetzt wird, mit „maladaptiven Entwicklungsverläufen“ einhergeht und häufig mit unzureichenden biopsychosozialen Ressourcen verbunden ist (vgl. Institut für Erziehungswissenschaft 2009, S. 65; Jungaberle 2007, S. 185; Petermann/Roth 2006, S. 116).

Vor diesem Hintergrund erscheint es sinnvoll, den Substanzkonsum und den Rausch zum Gegenstand einer pädagogischen Auseinandersetzung zu machen und die darauf bezogenen Selbstbildungsbestrebungen Jugendlicher durch bildungswirksame Impulse und Anregungen zu begleiten. Sturzenhecker weist zu Recht darauf hin, dass der Alkoholkonsum ein wichtiges Interessensfeld von Jugendlichen darstellt und daher selbstverständlicher Gegenstand einer alltags- und lebensweltorientierten Jugendarbeit sein müsste (vgl. Sturzenhecker 2012, S. 174f.).

In der rauschbezogenen Bildungsarbeit lassen sich konsumbezogene und soziale Bildungsaspekte unterscheiden. Einerseits geht es um Ansätze zur Kultivierung des Substanzkonsums und zur Minimierung von Risiken, die den Stellenwert des Rauschs im Kontext jugendlicher Entwicklung anerkennen und die bereits vorhandenen Bestrebungen der Heranwachsenden zur informellen Prävention ernst nehmen. Rauscherfahrungen sind in dieser Perspektive ein alltägliches Thema der Jugendarbeit, für das im Rahmen vertrauensvoller Beziehungen eine angemessene Sprache gefunden werden muss. Eine selbstreflexive Haltung der Jugendarbeiterinnen und -arbeiter und die Bereitschaft, sich mit nach wie vor gesellschaftlich tabuisierten Themen auseinanderzusetzen, sind dafür eine wichtige Bedingung. Zugleich können Elemente bestehender suchtpreventiver Zugänge in die Alltagsarbeit einfließen (z.B. aus dem Bereich der Kompetenzförderung oder der Früherkennung und Frühintervention).

Andererseits geht es um eine Auseinandersetzung mit der geselligen Praxis von Heranwachsenden, mit den Formen der Gruppenintegration und der Regulierung und Ritualisierung des gruppenbezogenen Handelns, für die der Substanzkonsum ein Medium ist. Sturzenhecker hat gezeigt, dass die Aneignung des Alkoholtrinkens in unserer Kultur eng mit der Konstitution von Männlichkeit und mit der Annäherung an das andere Geschlecht verbunden ist (vgl. Sturzenhecker 2012, S. 167ff.). Ebenso wird sie zum Element der Herausbildung von Gruppennormen und sie dient der Bearbeitung von Inklusions- und Exklusionserfahrungen in Peergroups (vgl. Sting 2012, S. 107f.). Der Substanzkonsum kann damit als Anlass genommen werden um Differenzenerfahrungen wie die Geschlechterdifferenz oder Differenzen der Anerkennung in Peerkontexten zu bearbeiten. Die suchtpreventive Arbeit mit Jugendlichen wird auf diese Weise in eine übergreifende Perspektive sozialer Bildung eingebettet.

## Fazit

Prävention in der Jugendarbeit ist Bestandteil einer alltags- und lebensweltbezogenen Bildungsarbeit, die darauf zielt Impulse und Anregungen für entwicklungsförderliche Selbstbildungsprozesse zu liefern. Ausgangspunkt einer derartigen Bildungsarbeit sind wie in anderen Bereichen der Jugendarbeit die Bedürfnisse, Interessen und Ressourcen der Jugendlichen. Dazu gehören Themen wie Alkoholtrinken, Drogenkonsum oder auch der Umgang mit Streit und Konflikten, der in der Gewaltprävention im Zentrum steht. Präventive Jugendarbeit unterscheidet sich demnach nicht grundsätzlich von anderen Formen der Jugendarbeit, sondern sie verknüpft diese nur mit einem je spezifischen Fokus. Unter Beachtung dieser Prämissen kann die Einbeziehung von Präventionskonzepten hilfreich und wirksam sein.

## Literatur

- Bühler, A./Kröger, C. (2006): Expertise zur Prävention des Substanzmissbrauchs. Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Köln.
- Fachverband Sucht (Hrsg.) (2008): Jugendliche richtig anpacken – Früherkennung und Frühintervention bei gefährdeten Jugendlichen. Zürich.
- Horvath, I./Eggerth, A./Fröschl, B./Weigl, M. (2009): Die präventive Rolle der Offenen Jugendarbeit. Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend: Wien.
- Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Tübingen/Forschungsinstitut tifs (2009): Einflussfaktoren, Motivation und Anreize zum Rauschtrinken bei Jugendlichen (Forschungsprojekt im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit). Tübingen.
- Jungaberle, H. (2007): Qualitative Drogen- und Suchtforschung – am Beispiel eines kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekts. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Suchtforschung. VS: Wiesbaden, S. 169–194.
- Lindner, W./Freund, T. (2001): Der Prävention vorbeugen? In: Freund, T./Lindner, W. (Hrsg.): Prävention. Zur kritischen Bewertung von Präventionsansätzen in der Jugendarbeit. Leske+Budrich: Opladen, S. 69–96.
- Marzinzik, K./Fiedler, A. (2005): MOVE – Motivierende Kurzintervention bei konsumierenden Jugendlichen. Evaluationsergebnisse des Fortbildungsmanuals sowie der ersten Implementierungsphase. BZgA: Köln.
- Petermann, H./Roth, M. (2006): Suchtprävention im Jugendalter. Interventionstheoretische Grundlagen und entwicklungspsychologische Perspektiven. Juventa: Weinheim/ München.
- Quensel, S. (2004): Das Elend der Suchtprävention. VS: Wiesbaden.
- Riesenhuber, M. (2013): Grundlagen sozialpädagogischer Diagnostik bei drogenkonsumierenden Jugendlichen. In: Heimgartner, A./Lauerermann,

K./Sting, S. (Hrsg.): Perspektiven der AkteurInnen in der Sozialpädagogik. LIT: Wien (i. E.)

Silbereisen, R. K./Kastner, P. (1987): Jugend und Problemverhalten. In: Oerter, R./ Montada, L. (Hrsg.): Entwicklungspsychologie. Psychologie Verlags Union: München/Weinheim, S. 882–919.

Sting, S. (2011): Sucht. In: Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend (Hrsg.): 6. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien, S. 309–322.

Sting, S. (2012): Aneignung der Alkoholkultur als Bildungsaufgabe. In: Schmidt-Semisch, H./Stöver, H. (Hrsg.): Saufen mit Sinn? Harm Reduction beim Alkoholkonsum. Fachhochschulverlag: Frankfurt a. M., S. 99–110.

Sting, S./Blum, C. (2003): Soziale Arbeit in der Suchtprävention. UTB: München.

Sturzenhecker, B. (2012): „Bier-Bildung“ – Assistenz der Selbstbildung von Jungen zum Thema Alkohol in der Jugendarbeit. In: Schmidt-Semisch, H./Stöver, H. (Hrsg.): Saufen mit Sinn? Harm Reduction beim Alkoholkonsum. Fachhochschulverlag: Frankfurt a. M., S. 166–181.

[www.feelok.at](http://www.feelok.at), letzter Zugriff am 21.02.2013.





# AUTORINNEN UND AUTOREN



**ULRICH DEINET**, Prof. Dr. rer. soc., Dipl.-Pädagoge, Professur für Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik an der Fachhochschule Düsseldorf, Leiter der Forschungsstelle für sozialraumorientierte Praxisforschung und –Entwicklung (fspe@fh-duesseldorf.de); langjährige Praxis als Referent für Jugendarbeit beim Landesjugendamt Westfalen-Lippe und als Praktiker in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit, Veröffentlichungen u.a. zu den Themen: Kooperation von Jugendhilfe und Schule, Sozialräumliche Jugendarbeit, Sozialraumorientierung, Konzept- und Qualitätsentwicklung; Mitherausgeber des Online-Journals „Sozialraum.de“



**KLAUS GREGORZ**, geboren 1964, Studium der Philosophie, Psychologie, Pädagogik, Klassische Philologie (LA) in Graz; Leitung der Jugendnotschlafstelle „Schlupfhaus“ in Graz von 1996 bis 2005; Geschäftsführung des Jugendbeschäftigungsprojekts „heidenspass“ in Graz von 2005 bis 2006; verantwortlich für „Organisationsentwicklung und Qualitätsmanagement“ beim Steirischen Dachverband der Offenen Jugendarbeit seit 2007.



**ARNO HEIMGARTNER**, Univ.-Prof. Mag. Dr., Professor für Sozialpädagogik am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft der Universität Graz, Empirische Forschung in der Jugendwohlfahrt und Jugendarbeit und zu anderen Inhalten der Sozialpädagogik, Leiter des Masterstudiums für Sozialpädagogik, Betreuer von Dissertationen, Herausgeber der Reihe „Soziale Arbeit/Social Issues“ im LIT-Verlag, Vorsitzender der Sektion Sozialpädagogik der österreichischen Gesellschaft für Forschung und Entwicklung im Bildungswesen (ÖFEB), Secretary im europäischen Zweig des International Consortium for Social Development (ICSD), Papa von Kind, Kid und Jugendlicher.



**REINHARD LIEBIG**, Dipl.-Soz.Wiss., Dr. phil., Professor an der Fachhochschule Düsseldorf, Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften mit dem Schwerpunkt Verwaltung und Organisationswissenschaft, Arbeitsschwerpunkte und Veröffentlichungen zu den Themenkomplexen: Sozialökonomie und Sozialmanagement, Dritter Sektor, freiwilliges Engagement sowie Kinder- und Jugendarbeit.



**WERNER LINDNER**, Prof. Dr. phil., Studium der Sozialarbeit und Studium Erziehungswissenschaften (Schwerpunkt: Planung und Beratung im Sozialwesen) an der Universität Essen. Mehrere Jahre als Diplom-Sozialarbeiter tätig. Bis 1997 Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Jugendforschung und pädagogische Praxis in Essen im Rahmen der Weiterbildungsprojekte „Jugendkultur-, Kulturmanagement“. Mitarbeit in der Projektgruppe „Kulturarbeit/

Kulturpädagogik/Kulturmanagement“ am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Essen. Lehraufträge an den Universität Essen und Kassel für die Bereiche Jugendarbeit/Kulturarbeit/Kulturpädagogik und Kulturmanagement. Von 1998 bis 2006 Dezernent für Jugendarbeit und Jugendschutz im Landesjugendamt Niedersachsen/Bezirksregierung Hannover. Seit 2007 Professor an der Fachhochschule Jena, Fachbereich Sozialwesen.



**ERIKA SARIA-POSCH**, Mag.<sup>a</sup>, geboren und aufgewachsen in der Südoststeiermark, nach der Matura an der HBLA in Güssing Studium der Erziehungswissenschaften in Graz, Abschluss im Jahr 2001 bei Prof. Dr. Josef Scheipl mit der Diplomarbeit „Öffentlichkeitsarbeit in Nonprofit-Organisationen am Beispiel der Steirischen Landjugend“. Besuch und Abschluss diverser Lehrgänge. Nach

Tätigkeiten in einer Fachstelle für Jugendarbeit und als Bezirksjugendmanagerin ist sie seit 2010 Geschäftsführerin des Steirischen Landesjugendbeirates. Saria-Posch ist auch Koordinatorin des Wirkungs- und Qualitätsprojektes im Landesjugendbeirat.



**MANUELA SMERTNIK**, Mag.<sup>a</sup> MAS, Verein Wiener Jugendzentren, Studium Pädagogik und Sonder-/Heilpädagogik an der Universität Wien. Masterstudiengang Supervision, Coaching, Organisationsentwicklung, ARGE Bildungsmanagement. Seit 1994 in verschiedenen Funktionen im

Verein Wiener Jugendzentren tätig. Sieben Jahre Leiterin einer Einrichtung, derzeit Pädagogische Bereichsleiterin in der zentralen Geschäftsstelle. Neben regionalen und fachspezifischen Zuständigkeiten dzt. auch Projektleiterin für interne Qualitätsentwicklungsprozesse.



**STEPHAN STING**, Univ.-Prof. Dr., geb. 1958 in Balingen/Württemberg (D), Studium der Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie an der Freien Universität Berlin; 1990 Promotion zum Dr. phil. und 1996 Habilitation in Erziehungswissenschaft in Berlin. Lehrtätigkeiten an Universitäten in Berlin, Leipzig, Dresden, Klagenfurt, Zürich und Graz. Derzeitige berufliche Position: Univ.-Prof. Dr. phil., seit März 2005 Professor für Sozial- und Integrationspädagogik am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt. Arbeitsschwerpunkte: Sozialpädagogik im Kindes- und Jugendalter, Sozialpädagogische Bildungsforschung, Soziale Arbeit und Gesundheit, Suchtprävention.







## jugendarbeit: wirkt

Jugendarbeit steht unter einem verschärften Legitimationsdruck. Wie selten zuvor muss sie ihre Berechtigung und ihren Nutzen behaupten und beides mit Daten und Fakten nachweisen sowie kritischem Hinterfragen standhalten.

Die vorliegende Publikation bündelt aktuelle Aspekte und Ergebnisse von Wirkungsorientierung und Qualitätsentwicklung und bietet hierdurch eine Basis für die fachwissenschaftliche Diskussion zum Stellenwert und zu Entwicklungschancen dieses sozialpädagogischen Handlungsfeldes. Für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Jugendarbeit wie auch für jugendpolitische Entscheidungsträgerinnen und -träger behandelt diese Publikation wichtige Wirkungsbefunde aus unterschiedlichen Feldern der Jugendarbeit.



978-3-9502783-3-0